
Biblioteka U.M.K. Toruń
013798 / 1926 II 2

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

50

Jahrgang 1926

Band 2



Von der **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.50 (ausschließl. Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Warum Freiluftgymnastik?

Ein Führer zu den inneren Grundlagen der Freiluftkörperkultur

Von Alfred Körner

117 Seiten mit 47 Abbildungen
Mit mehrfarbigem Umschlagbild. Preis Rm. 2.—

Die Freiluftgymnastik ist viel umfeindet. Körners Buch ist keine Streitschrift, sondern ein logisch aufgebauter Werberuf gegen falsche Prüderie und für eine vernünftige Freiluftbetätigung. Die bildlichen Darstellungen sind glänzend instruktiv.
„Anhaltische Sport-Zeitung", Cöthen-Anhalt.

Zu haben in allen Buchhandlungen

1,50

Der vorliegende Band enthält
vor der Abteilung „Mannigfaltiges“ das erste unserer

Drei Preisrätsel

Auf die richtige Lösung aller 3 Preisrätsel sind die im 1. Band genannten wertvollen Preise ausgesetzt, die noch vor Schluß des Jahrgangs verlost werden.

Bedingungen für die Preisrätsel

Jeder Abonnent des vollständigen Jahrganges 1926 unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“, der unter Beifügung der Abonnementsbescheinigung die richtige Lösung aller drei im Laufe des Jahrgangs veröffentlichten Preisrätsel an die untenstehende Adresse einschickt, kommt in die Liste der Preisanwärter. Der Schluß dieser Liste wird auf vielseitigen Wunsch auf 1. Juli 1926 verschoben, um auch den im Ausland wohnenden Abnehmern Gelegenheit zu geben, ihre Lösungen rechtzeitig einzusenden. Über die Preiszuteilung an die richtigen Löser entscheidet das Los, unter notarieller Aufsicht. Die Preisträger werden deshalb wie bisher im dreizehnten Band bekannt gegeben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Schriftleitung der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“, Stuttgart

Eine neue, einfache, unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett

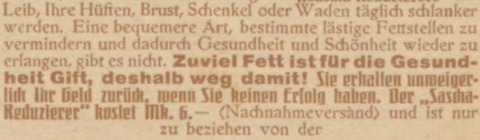
an jeder gewünschten Stelle

Nur 5 Minuten täglich anzuwenden

„Überflüssiges Fett“ an:
Nacken
Schulter
Brust
Leib
Hüften
Schenkel
Waden
Knöchel

Tausende von Frauen u. Männern haben nur an gewissen Stellen zu viel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor, an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des **„Sascha-Reduzierers“**. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dies Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der **„Sascha-Reduzierer“** bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leichter von statten geht. Gymnastische Übungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Außerdem werden durch oft zu eifrige Übungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der **„Sascha-Reduzierer“** wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme, lebhafte Empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. **Diese kurze 5-Minuten-Behandlung wirkt volle 2 Stunden nach.** Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des **„Sascha-Reduzierers“** Ihr





Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit! Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der „Sascha-Reduzierer“ kostet Mk. 6.—** (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der



Fabrik med. Apparate

Dr. Ballowitz & Co.

Berlin—Pankow 111, Arkonastr. 3

he
ett
elle
g-
n

aben
satz,
l ist.
inen
aden
chel,

zu
ınd
ıng
er"
gen
en,
cht
ıs=
ht.
och
om
nd
en
ng,
r=
th.
hr
er
zu
zu
d-
r-
ä-
ur



Eine Frage

Nach einem Gemälde von Carl Herpfer

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

2. Band / Jahrgang 1926



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien


013798
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Mein alter Ring

M. Marzo nacherzählt von Roda Roda

Von meinen Eltern, die noch in Deutschland geboren sind, hörte ich oft, daß man in alter Zeit auf die Vorsatzblätter der Familienbibel wichtige Ereignisse verzeichnete: Hochzeiten, Geburten, Todesfälle. Drei Punkte bestimmen einen Kreis, lehrt die Geometrie — und Geburt, Hochzeit, Tod legen wieder und immer wieder den Kreislauf des Daseins fest. — Manchmal trug man aber auch andre bemerkenswerte Vorfälle mit wenig Worten in die Bibel ein. Gesehen habe ich eine Bibel mit derartigen Einträgen nie, da man bei uns diesen Brauch nicht kennt. Der alte Brauch war aber gut, dachte ich oft, denn es wird kaum eine Familie geben, wo nicht hin und wieder Merkwürdiges geschehen ist; das ist dann in der Bibel treu dem Gedächtnis bewahrt worden. Mitunter pflanzt sich dergleichen Kunde fort von Mund zu Mund, bis sich der letzte, der davon zu sagen wußte, für immer schließt.

Eine solche, ich glaube, nur noch mir allein bekannte Tragödie will ich erzählen, genau so, wie ich sie von meiner Urgroßmutter erfuhr.

Erzbischof Klemens August von Köln, ein Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, war ein kluger, mächtiger, fröhlicher Kirchenfürst, wie im achtzehnten Jahrhundert gar manche lebten. Er hatte das Erzbistum und mit ihm die Kurwürde inne von 1723 bis 1761, seinem Todesjahr. Ungefähr um 1750 nun mag folgendes geschehen sein.

Kleve liegt lieblich nahe dem Rhein, am Flüßchen Ker-

merdal; meine Eltern haben mir ihre Heimat oft beschrieben.

In Kleve lebte einst ein junger Baumeister, der sich Heinrich schrieb. Beim Kurfürsten, der schon seinen Vater gekannt und geschätzt hatte, stand er in besonderer Gunst. Meister Heinrich war bevorzugt unter den Sterblichen: frischen Temperaments, überaus begabt im Fach, zufrieden in seinem Beruf und glücklich im Besitz seiner anmutigen Gattin Agnes, die er vor einem Jahr heimgeführt hatte. Schön war die Gegenwart; schöner noch, hoffte das junge Paar, würde in wenigen Monaten die Zukunft sein.

Die Kirchenfürsten von damals waren nicht nur streitbare Herren, die zu Kampf und Eroberung auszogen, wenn es nottat — sie huldigten auch weltlichen Freuden, besonders dem Weidwerk — ganz wie weltliche Herren. Erzbischof Klemens August gab Meister Heinrich den Auftrag, ihm nahe bei Kleve, im Reichswald, den es wohl jetzt noch gibt, ein Jagdschloß zu bauen. Hocherfreut setzte Meister Heinrich sein bestes Können ein. Pläne, die er dem fürstlichen Bauherrn vorlegte, fanden Beifall. Der Erzbischof tat den ersten Spatenstich — der Bau stieg rasch auf und sollte bald vollendet sein. Das zierliche Schlößchen sollte „der Stern" genannt werden.

Des jungen Baumeisters Vater war nicht alt geworden; ein Jugendgefährte des Vaters, der den Sohn hatte heranwachsen sehen, stand noch da in voller Kraft, angesehen in Stadt und Land: Meister Kurt, der Uhrmacher. Des Rufnamens Kurt entsinne ich mich genau; meine Urgroßmutter nannte mir auch den Familiennamen des Uhrmachers; den habe ich vergessen.

Man weiß, wie sehr dies Handwerk einst geschätzt ward. Uhren standen hoch im Wert, als die Menschen

noch viel Zeit hatten. Jetzt, wo die Zeit so kostbar geworden ist, haben die Uhren nur noch den Zweck, die Zeit genau zu messen; man möchte sagen: in ihrer eigentümlichen Bedeutung sind sie gesunken. In früheren Jahrhunderten waren Uhrmacher Künstler mit eigenen Ideen. Dafür zeugen alte Domuhren mit ihren kunstvollen Spielwerken, die kostbaren Standuhren in alten Schlössern. Eine Kirche, ein Schloß, sollten sie vollkommen sein, mußten kunstvolle Turmuhren erhalten; darauf sah der Bauherr. Und so hatte auch Erzbischof Klemens August seinem Meister Kurt die Herstellung eines höchst künstlichen Werkes für den neuen Turm aufgegeben. — Der Uhrmacher und seines Jugendgespielen Sohn trafen sich also oft auf dem Bauplatz; sie verkehrten auch sonst miteinander.

Meister Kurt verstand es trefflich, dem toten Metall Gleichmaß und Harmonie zu geben. Seiner Seele aber fehlte es daran: sie war des Neides voll. Das reife Alter ist ja immer geneigt, die Leistungen der Jugend zu unterschätzen; hier verschärfte und vergällte etwas Besonderes noch die Gefühle des Alten: dieser Grünschnabel, Heinrich, noch nicht einmal dreißig, den Meister Kurt in der Wiege und später als Schuljungen kannte, stand jetzt in gleichem Rang mit ihm, befahl mehr Leuten als er, ward von Untergebenen hoch geachtet und, was den Neidischen am allermeisten ärgerte: er war der erklärte Liebling des Erzbischofs. Das fraß an des Uhrmachers Herzen, kränkte ihn Tag und Nacht, machte ihn verdrossen und mürrisch — besonders gegen Heinrich, der die Veränderung im Wesen von Vaters altem Freund gar nicht begreifen konnte.

Offen und lebensfroh — Tücke, die ihm selber fremd war, auch bei andern nie vermutend — so mag er wohl

gewesen sein, der junge Baumeister; ein Rheinländer, wie sie damals waren und, höre ich recht, heute noch sind.

Der Weg zum Bau war ziemlich lang und führte teilweise durch Wald. Heinrich ritt morgens hin und kehrte erst gegen Abend wieder heim.

Eines Tages scharrte das Pferd ungewöhnlich früh vor der Tür. Agnes schlief noch, als der Gatte an ihr Lager trat, um ihr Lebewohl zu sagen. Er wollte sie nicht wecken, hauchte nur einen leisen Kuß auf ihre Stirn und wandte sich zum Gehen.

Da fuhr sie erschreckt empor und rief: „Heinrich, Heinrich! Ich will nicht für immer von dir scheiden!“ Voll Entsetzen sah sie verwirrt um sich.

Heinrich, zuerst verdutzt, beruhigte sie: „Du bist wohl aus einem bösen Traum erwacht, liebe Agnes! Ich reite ja nur zum Bau und bin wieder bei dir, ehe die Sonne sinkt. Sei verständig, errege dich nicht unnütz. Weißt ja: du mußt dich schonen, damit wir bald noch glücklicher sind als heute.“

Er streichelte sie, bis sie wieder gefaßt war und über die törichte Angst lächelte, die ein unklarer Traum ihr verursacht hatte. Was sie geträumt, konnte sie nicht genau erzählen; sie hatte ihren Heinrich in Gefahr gesehen — angegriffen von einem Mann in weißem Mantel.

An diesem Tag erschien der Erzbischof beim Bau. Er freute sich darüber, daß die Arbeit so rasch fortschritt, und erzeigte sich dem Baumeister besonders gnädig. Für Kurt, der alles mitanhören mußte, war jedes anerkennende Wort des Fürsten ein Stich in die neidische Seele. Warum ward seine Arbeit an der Turmuhr nicht anerkannt? — Warum wendete sich der Fürst nicht ihm zuerst zu, dem Älteren? —

Gegen Abend, später als sonst, ließ Heinrich sein Pferd

satteln. Es war Sommer; der Mond schien; Stämme und Äste im Wald, vom Wind bewegt, warfen phantastische unruhige Schatten auf den Pfad. Das hatte der Schimmel von jeher nicht vertragen. Er wurde erregt, schäumte, stieg kerzengrad empor, als vor ihm eine große weiße Gestalt — wie ein Mensch in einem langen hellen Mantel mit aufgeschlagenem Kragen — den Weg kreuzte.

Heinrich, ein sicherer Reiter, beruhigte das Tier. Kaum war ihm das gelungen, als die Gestalt wieder erschien, diesmal von der andern Seite.

So ging es fort: bald da, bald dort scheute das Tier vor der Gestalt im hellen Mantel. Der Schimmel suchte immer wieder seitab ins Dickicht auszubrechen. Heinrich schrie in den Wald: „Wer ist da?" — Keine Antwort.

Nun wußte er selber nicht mehr: sah er hier einen Menschen gaukeln — waren es Birken- und Buchenstämme im hellen Mondlicht — oder spiegelte ihm Einbildung die nur einmal gesehene Erscheinung immer wieder vor? — War's ein Mensch? — Kurt trug oft einen langen hellen Mantel. Aber der Alte konnte doch unmöglich so bübische Spiele treiben? — Der Angsttraum der jungen Gattin kam ihm in den Sinn, was ihn auch nicht ruhiger werden ließ.

Viel später als sonst kehrten Roß und Reiter heim, beide seltsam erregt, blutig gerissen von Dornen, zornig und müde.

Heinrich sagte seiner Frau, er habe sich im Wald verirrt. Sie konnte es nicht glauben, wollte diesen Grund seines langen Ausbleibens nicht gelten lassen. Verirrt auf wohlbekanntem Weg in heller Mondnacht? — Doch sie forschte nicht weiter, als sie sah, wie erschöpft und erregt ihr Gatte war; sie überließ ihn dem Schlaf.

Dies nie erklärte, sonderbare Abenteuer im Wald — Heinrich erzählte es am andern Morgen seiner Frau — hätten sie wohl rasch vergessen, wenn nicht bald darauf folgendes geschehen wäre.

Wie gesagt: die Rheinländer müssen damals nicht anders gewesen sein als heute. Sie hielten viel auf einen gemütlichen Stammtisch. — Obgleich Kurt sich in immer heißeren Haß gegen Meister Heinrich redete, ließ er im Verkehr nie so viel davon merken, daß es zum offnen Bruch gekommen wäre. Man nahm ihn als alten Junggesellen und Sonderling, dem man manches nachsehen müsse, und die Schrullen nehmen mit den Jahren zu. So hatte sich der gutmütige Heinrich die Veränderung des Alten erklärt und sich damit schließlich abgefunden.

Eines Abends saßen Kurt, Meister Heinrich und einige gute Bekannte wieder am Stammtisch versammelt. Der Namenstag eines Mitglieds der Tafelrunde ward festlich begangen. Man wollte eben ein Hoch auf den Gefeierten ausbringen, da rief Heinrich: „Wartet! Dafür habe ich einen besondern Tropfen mitgebracht."

Er holte eine Flasche, die offenbar schon lang im Keller gelegen, und schenkte die Gläser voll. Feiner Duft entströmte dem goldigen Wein — von den Tischgenossen, die sich alle auf einen erlesenen Trunk verstanden, mit lobenden Worten begrüßt. Nur Kurt rief höhnisch: „Ja, der Wein ist gut! Meister Heinrich kann damit leicht freigebig sein. Ihn kostet er nichts; er hat ihn geerbt. Und sein Vater: nun, der hat dafür auch nichts gegeben, wenigstens kein Geld."

Heinrich blickte verwundert auf und sagte ruhig: „Gewiß, das ist doch kein Geheimnis. Graf Franz Limpurg hat meinem seligen Vater ein Stückfaß von diesem Wein

geschenkt, dem besten Gewächs seiner Weinberge, zum Dank für Vollendung eines großen Baus."

„So, so! — Ganz recht," erwiderte Kurt. „Ein lustiger Herr, dieser Graf Limpurg. Wenn hohe Herren gar so gütig sind, weiß man oft nicht, welche Dienste sie belohnen. Es gibt auch verborgene Gründe für Gefälligkeiten."

Heinrich, unheimlich rot vor Grimm, wollte auffahren. Freunde beruhigten ihn, einer rief dem Uhrmacher zu: „Was fällt Euch ein, Meister Kurt? — Seid Ihr krank? — Wie mögt Ihr so häßliche Reden führen über zwei Ehrenmänner, die wir alle gekannt haben, die beide längst im Grab ruhen? Wollt Ihr scherzen? Dann spart Euern Witz — aber einen bessern — für einen Trinkspruch! Einstweilen ..." Der Älteste am Tisch hob sein Glas, brachte die Gesundheit des Gefeierten aus. Allgemeines Hoch und Gläserklingen erscholl.

Diese Szene müssen alle Männer gut im Gedächtnis bewahrt haben; Urgroßmutter erzählte sie mir oft wieder, jedesmal mit den gleichen Worten.

Der Uhrmacher knurrte noch etwas wie eine lahme Entschuldigung. Dann blieb er sitzen; schweigend, in sich gekehrt.

Die Stimmung, einmal verdorben, ward nicht mehr besser. Auch nachher nicht, als der Störenfried mit kurzem Gruß gegangen war.

Eine Viertelstunde später nahm auch Heinrich seinen Mantel, sagte, er habe seiner Frau versprochen, recht bald heimzukommen, und ging.

Die Unterhaltung schleppte sich eine Weile matt und unlustig fort. Alle hatten Kurts neidische Feindschaft gegen den allbeliebten Meister Heinrich längst bemerkt — andere sehen ja in solchen Dingen schärfer als der Nächst-

beteiligte; so offen aber, wie an diesem Abend, war die Feindschaft noch nie zu merken gewesen.

In eine Pause des Gesprächs tönte plötzlich von draußen ein Schrei. Ein ferner, schriller Schrei.

Die Männer sprangen auf.

Alle drängten sich zunächst an das Fenster. Es stand offen in der Sommernacht.

Doch man sah nichts. Nur die großen Bäume am Weg.

Die Zecher brauchten nicht weit zu laufen. Unter einem Baum lag im Dunkel hingesunken Heinrich.

Röcheln bewies, daß er noch lebte.

Als man ihn aufhob, rieselte Blut aus tödlichen Stichwunden im Rücken.

Entsetzt fragten die Freunde: „Wer — wer hat das getan?"

Meister Heinrich bewegte nur noch mühsam, verneinend den Kopf.

Er wollte es wohl nicht sagen.

Man versuchte ihn zu retten; vergebens.

„Agnes!" hauchte er nur noch; dann war es um ihn geschehen.

Vom Mörder fand man keine Spur. Er mußte seinem Opfer hinter Bäumen aufgelauert, ihm den lose umgehängten Mantel abgerissen und den Stahl in den Rücken gestoßen haben.

Zeichen eines Kampfes fand man nicht.

Erschüttert übten die Freunde ihre nächste Pflicht. Die Leiche schafften sie in die Schenke, die er vorhin frisch und lebensfroh verlassen hatte. Den stummen, bleichen Mann trugen sie dann auf einer rasch herbeigeholten Bahre in Heinrichs Haus.

Agnes sollte vorbereitet werden. Das mißlang. Sie war in der lauen Sommernacht noch im Garten gewesen und sah den traurigen Zug nahen. Ahnte, wußte gleich,

was geschehen war, stürzte den Männern entgegen und sank ohnmächtig an der Leiche nieder. —

Erwacht zu neuem Jammer, bekämpfte ihre zarte Natur heldenmütig den Schmerz. Sie zwang sich zum Leben, um eines andern Lebens willen. Heinrichs Mutter, wie bitter das Leid auch war, das der Tod des einzigen Sohnes über sie gebracht, stand ihr liebreich bei.

Wenige Stunden nach des Vaters Tod erblickte sein Kind das Licht der Welt und erhielt in der Taufe den Namen Agnes — nach der Mutter.

Die Kräfte der jungen Frau waren durch dies furchtbare Erlebnis aufgezehrt. In ihren letzten Fieberphantasien schreckte sie immer wieder der Mann im weißen Mantel, ihr Angsttraum. In der Familie deutete man ihn später als Vorahnung kommenden Unheils.

Sie legte mit stummer Bitte ihre kleine Agnes in die Arme der Großmutter und schloß für immer die Augen, denen das Glück des Lebens so hell geleuchtet hatte.

Es kam zur Mordanklage gegen Kurt, den Uhrmacher. Der Verdacht häufte sich immer mehr, mußte ihn erdrücken: sein Haß gegen den Ermordeten, der allen Freunden Heinrichs bekannt war, den sie laut bezeugten; der garstige Streit in der Schenke; die Untat in zeit- und räumlicher Nähe ...

Der alte Uhrmacher aber leugnete hartnäckig; verteidigte sich mit hohen, eindringlichen Tönen; wies auf sein sechzigjähriges makelloses Vorleben hin, auf seine Freundschaft mit Heinrichs Vater. Eine „kleine Verstimmung beim Wein", wie er es nannte, könne nie und nimmer zureichenden Anlaß solchen Verbrechens abgeben.

Seinem Verteidiger gelang überdies der Nachweis, daß Heinrich, wie beliebt er auch bei seinen Arbeitern

gewesen, unter den Hunderten immerhin einen und den andern Gegner gefunden, der dann vor der Weinschenke gewartet haben konnte, um Rache an dem Baumeister zu üben.

Zületzt sollte Heinrichs Mutter vor den Richtern sprechen. Auf ihre Aussage schien alles anzukommen.

Als man sie nach dem Eid befragte, wunderten sich alle. Die verneinende Gebärde, die Heinrich nach Zeugnis seiner Freunde noch im Tod gemacht hatte, schien ihr ein heiliges Vermächtnis; die Mutter äußerte sich so schonend für Kurt, den Genossen ihres verstorbenen Gatten, den Mörder ihres Sohnes, daß das Unerwartete, Unmögliche geschah: der Alte ward freigesprochen.

Hatten die Richter sich auf das Bluturteil nicht einigen können, die Volksmeinung entschied unerbittlich gegen Kurt; man mied ihn überall.

Er ward denn auch seines Lebens nimmer froh; verschwand aus der Gegend und blieb viele Jahre verschollen. Man erzählte, er habe Zuflucht gesucht in einem holländischen Kloster.

Wie und warum er sich nach langer Zeit dennoch herauswagte, ich weiß es nicht. Urgroßmutter erzählte: er sei abgehärmt, fast unkenntlich, eines Tages wieder nach Kleve gekommen.

Das Volk empörte sich. Die Nachbarn redeten Heinrichs Mutter zu, sie sollte doch neue Anklage erheben, diesmal aber alles sagen, damit er verurteilt werde. Sie sagte: „Nein. Ich überlasse ihn der Strafe seines Gewissens. Was er mir geraubt, kann er mir nicht wiedergeben. Um meinetwillen soll keines Menschen Blut vergossen werden. Wenn Gott ihm verzeiht, verzeihe auch ich."

So ging Kurt frei umher, begann sogar auf seine alten Tage das Uhrmachergewerbe wieder. Doch das

brachte ihm wenig Glück; aus der Fremde kamen ihm wohl noch Aufträge auf Turmuhren; im Ort aber mochte niemand von ihm wissen. Wohlhabend von früher, besaß er ein schönes Haus und Grundstücke, auch bares Vermögen genug und übergenug. Um Leibes Notdurft brauchte er nicht zu sorgen. Hunger quälte ihn nicht.

Er schenkte, wo er konnte. Seine offene Hand für die Armen stimmte die Leute aber nicht milder gegen ihn.

Meister Heinrichs Tochter, Agnes, war bei der Großmutter zu einem lieblichen kleinen Mädchen herangewachsen. Acht oder neun Jahre mag sie ungefähr alt gewesen sein, da sah sie einmal unter dem Fenster ihres Hauses einen Greis stehen, der flehend zu ihr aufsah.

Da sprach das Kind: „Großmutter, da ist ein alter Mann mit gar betrübtem Gesicht; soll ich ihm ein Almosen schenken?"

Großmutter konnte sich damals nicht mehr rühren; sie sagte: „Gib ihm ein Stück Brot, mein Kind!"

Der Greis kam nun öfter. Kam endlich alle Tage und ruhte nicht, bis das Kind ihm Brot spendete oder einen Stüber. Dann dankte der Greis überströmend glücklich — so warm, daß es in keinem Verhältnis zur kleinen Gabe stand. Inbrünstig streichelte, küßte er das Händchen, das ihm zum Fenster hinaus die Gabe reichte.

Einmal saß Großmutter dem Fenster nah genug, sah den wunderlichen Alten und verfärbte sich. Es war Kurt, der reiche Uhrmacher.

Und Kurt, der Tausende von Talern jährlich unter Arme und Bettler verteilte, hielt nun auch der Großmutter bittend die Hand hin.

Schweren Kampf mag die Frau durchgerungen haben. Verzeihen dem Mörder ihres Sohnes? — Dem Frevler, der so viel Glück zerstörte?

Dann war ihr, als spräche ein barmherziger Engel aus dem Mund des ahnungslosen Kindes: „Großmutter! Er bittet dich, gibst du ihm nichts?“

Bis an seinen Tod holte sich Kurt sein tägliches Almosen am Fenster. Bis an seinen Tod hielt er die Bettler von Kleve mit großen Gaben frei. — War's ein Gemisch von Bitterkeit und Freude, das Kind seines Opfers so lieblich, gut und unschuldig zu sehen? — Wer kann die Geheimnisse der Menschenseele ergründen? —

Viel später erfuhr Agnes, welchem Werk edelster Selbstverleugnung sie als Kind gedient hatte.

Und Agnes muß ihrer Großmutter Hochherzigkeit geschätzt haben, sonst wäre die Kunde davon nicht bis zu mir gelangt, durch fünf Geschlechter: denn jene Frau, die dem Mörder ihres Sohns vergab, immer wieder vergab, indem sie ihm täglich Brot reichte, war die Großmutter meiner Urgroßmutter.

Ob das Jagdschlößchen „Der Stern“ noch steht, ob es den Bränden der Napoleonischen Kriege zum Opfer gefallen ist — auch das weiß ich hier nicht, in fremdem Land, über See.

Greifbares Andenken daran, was einmal geschehen war, ist mir nur ein dünner Goldring. Auf dem ovalen kleinen Plättchen, das er statt eines Steines trägt, ist ganz fein ein Kränzchen eingraviert: eine Myrte. Und in der Mitte die Jahrzahl 1770.

Im Innern des Rings steht: „H. A. 1820, 5. Juni.“ Das war der Tag, wo Meister Heinrichs Tochter Agnes mit ihrem herzlich geliebten Gatten Heinrich Schuyt die goldene Hochzeit feierte.

Drohende Schatten

Roman von E. Sintenis-Fahrow / Fortsetzung

Frau Kornelia, ich möchte jetzt einmal etwas andres tun, als Purzelbäume schlagen vor Wonne," sagte Roland Jager.

In Kniehosen und Bergstiefeln, braungebrannt und sprühend vor Jugendlust, stand er vor Kornelia. Sie saß an einer Halde hoch oben auf dem Herzogenhorn und blickte hinüber nach den Schweizer Alpen, die man heute ausnahmsweise klar und nah sah.

Sie sah nicht aus, als ob sie sich erholt habe. Ihre Augen waren tiefer umschattet als im Mai; sie war mager geworden. Gütig und liebevoll war der Blick, mit dem sie Roland anschaute, den Sohn des einen Mannes auf der Welt, den sie liebte von ganzer Seele, ganzem Herzen und ganzem Gemüte.

Sie litt seit der Entfernung von Hubert. Aber sie wußte, auch er dachte an sie in jeder Minute, wenn er von seiner Tätigkeit ausruhte.

Welch ein außerordentlicher, freier Mensch, der sich gelöst hatte von allen nur gesellschaftlichen Lasten, der nur seiner Arbeit, der Forschung, lebte! Und er war ungewöhnlich nicht nur darin. Kornelia hatte im Lauf vieler Jahre seine bedeutende Weltanschauung immer tiefer begriffen. Ja, er war ein seltener, großer Mann! Und begreiflich war es, daß Roland hingebungsvoll und jugendlich begeistert an seinem Vater hing; er würde ihm als Vorbild wohl später zu folgen suchen.

Jetzt genoß er zum erstenmal die Schönheit der Berge. Übermütig fragte er Kornelia: „Was soll ich tun? Ich

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

will mich austoben! Am liebsten stiege ich in die Lüfte und tummelte mich mit den Adlern dort oben."

Man sah im tiefen Blau hoch oben ganz klein zwei Adler schweben, die vorhin vom Feldberg her über das Herzogenhorn gerauscht waren.

Kornelia lächelte. „Ja, das möchte man schon. Erfinde du doch endlich das Flugzeug, das ich mir so sehr wünsche. Den Luftschirm, weißt du?"

„Du meinst einen bequemen Apparat, nicht viel größer und schwerer als ein Regenschirm?"

„Ja, und mit dem man dann mir nichts, dir nichts von jeder beliebigen Stelle aus hochzuschwirren vermöchte. Er müßte Achselgurte und auch einen kleinen Gurtensitz haben, so daß man ganz gemütlich spazierenfliegen könnte."

„Du meinst, so von Villa Kornelia bis in die Kinderkrankenhäuser? Oder nachmittags ein paar Stündchen in den Harz oder an die See?"

„Ich sehe, du verstehst, was ich meine. Die technischen Schwierigkeiten wirst du gewiß überwinden."

„Kleinigkeit," sagte Roland mit wergwerfender Handbewegung. „Oh, das wird ein Schauspiel werden, wenn es in der Luft dann zischt wie im dicksten Berliner Gewühl. Ich sehe schon Tausende von Luftkutschen umhersausen. Die Damen werden Karosserien von Marienglas oder transparenter Seide vorziehen, wegen ihrer Frisuren."

„Die Herren sind wohl weniger eitel? — Ich kenne einen Jüngling, der zwar Lenelotte und andre Lotten nicht leiden kann, der aber hier doch jeden Tag Ansichtskarten an Lenelotte schreibt und ihr sogar sein Bild schickt."

Roland stützte den blonden Kopf auf die Hände und sah Kornelia offen an.

„Weißt du, die kleine Lenelotte ist eigentlich doch ein feiner Kerl!"

„So! Das überrascht mich!"

„Ich habe sie vorher verkannt. Ich war doch so unglücklich über Valer. Denke nur, sie fühlte so mit mir, daß sie geschworen hat, sie wolle die Wahrheit herausbringen. Und sie hat einen Vetter, der einmal gewiß Staatsanwalt wird, auf die Spur gebracht."

„Ach Jungchen! Ein Referendar ist doch kein Detektiv. Und herausgebracht hat er doch auch noch nichts."

„Glaubst du, das geht so schnell? Das geht doch alles nicht so einfach. Aber ich hoffe, daß es gelingt, Licht in dieses Dunkel zu bringen. Daß Valer kein gemeiner Dieb sein kann, steht für mich fest. Die Perlenkette freilich — und die sonderbare Unterschrift — sage, ist es denn auch ganz sicher Valers Handschrift?"

„Ja," sagte Kornelia müde. „Daran ist nicht zu zweifeln. Du kennst doch seine zerfahrene, nervöse Schrift."

„Gewiß, sie ist schauderhaft. Aber in gewissem Sinne wirkt sie doch großartig. Ich halte mich an seine Worte." Er kannte Valers Abschiedszeilen genau und hatte viel darüber nachgedacht. Wie so oft, sann er auch jetzt darüber nach: „Warum hatte er sich Kornelias ‚verbrecherischen Knecht' genannt?" Das war und blieb wohl für immer unenträtselbar.

Kornelias Gedanken weilten längst anderwärts.

Roland erhob sich und dehnte die jungen Glieder.

„Weißt du, Vater muß ihn heilen," sagte er nach einer Weile. Seine Zuversicht in die Unfehlbarkeit des Vaters war so groß, daß er keinen Augenblick zweifelte. Dem Vater mußte alles gelingen.

Auch Kornelia erhob sich, griff nach ihrem Wanderstock und nickte Roland zu: „Los, wackrer Weggenoß! Wir

wollen noch vor Nacht daheim sein. Bergab geht man schwerer als bergauf."

Roland lachte. „Aber schneller kommt man hinunter. Kannst du dir denken, daß wohl viele auch moralisch schneller herunterkommen, weil sie dem rascheren Tempo unterliegen, wenn's einmal abwärts geht? Nur kein langes Versuchen und Zaudern und Zögern! Lieber mal einen falschen Schritt oder Sprung riskieren, als vor lauter Vorsicht nicht weiterkommen."

„Mit siebzehn Jahren dachte ich auch so, lieber Junge. Heut gäbe ich viel darum, hätte ich mehr das Wägen als das Wagen bedacht."

„Du sagst das, Kornelia? — Die du Frau Weisheit selber bist?"

„Als ich mit siebzehn Jahren die Universität besuchte, war ich eben zu jung, um weise sein zu können."

„Aber du kannst nie bergab geglitten sein. Wenn du auch meinetwegen Jugendstreiche begangen oder Philister geärgert hast. Du bist nie ins Dunkle gerutscht."

Kornelia antwortete nicht. Ein paar Auerhähne, die ins Holz flüchteten, kreischten auf; sie wies Roland darauf hin, um ihn abzulenken.

Ach, der rührende Glaube dieses Knaben, der doch schon „ein Jüngling, näher dem Manne" war, wie tat er ihrer wunden Seele zugleich wohl und weh.

Sie war ja nicht mehr siebzehn gewesen, als sie Klemens geheiratet hatte. Ihre Mündigkeit hatte sie ja veranlaßt, den verhängnisvollen Schritt zu tun und diese Ehe vor ihren Eltern zu verheimlichen.

Klemens war damals in ihren Augen ein begabter Künstler, und sie hatte geglaubt, er würde vom Brettl doch noch den Weg zu den großen Bühnen finden. Und dann, wenn er berühmt geworden war, dann wollte sie

ihn dem Vater zuführen, der eine unüberwindliche Abneigung gegen alle „Komödianten" hatte, denn er nannte alles so, was hinter Rampenlicht irgendwo auftrat.

Ach, daß doch die Vergangenheit auch abgetan und tot wäre für immer! Nun aber drohten ihre Schatten wieder. Jetzt, wo es so weit war, daß der Friede, den sie sich so mühsam errungen, sie glücklich machen wollte.

Roland schob seinen Arm unter den ihren und stützte sie, da sie eben über hartes Geröll gehen mußten. Er schwieg und ließ den Kopf hängen.

Kornelia ahnte warum. Sie waren eben an einem Bildstock vorübergekommen, wo unter dem großen vergoldeten Wort „Maria" in kleiner Schrift stand: „bitt' für uns."

Roland dachte wohl an seine Mutter. An die arme, schuldlose Dulderin, die auch Maria hieß, und der er schon längst nicht mehr aus vollem Herzen neues Leben, sondern nur noch Erlösung von ihren Leiden wünschte.

Schweigend schritten sie beide bergab.

Im Gasthaus fand Kornelia einen Brief von Hubert. Auch Roland hatte eine Karte von ihm erhalten. Sie öffnete den Umschlag zärtlich lächelnd, wie immer, wenn ein Schreiben von ihm eintraf.

Sie las: „Geduld, meine Freundin! Ich weiß, Du bist voll Unruhe und niedergeschlagen. Aber Du solltest es nicht sein. Es geht mit solchen Dingen — mit dem Kampf gegen alles Dämonische überhaupt — so wie mit dem Kampf gegen Krankheit und Zerstörung, den ich führe. So wie es Wachstumskräfte gibt, Erneuerungstriebe, denen wir nur die Bahn frei machen können, so gibt es überall Stützen und Hilfen, Kräfte, die nach oben oder unten streben, die nur wir uns allein zunutze machen können. — Erhebe Dein Herz, Kornelia!

Glaube an die Hilfen, die wahrhaftig für alle bereitstehen, die strebend sich bemühen, und Du wirst überwinden und siegen.

Du denkst doch nicht, daß ich müßig bin? — Der Mensch mit dem langen Namen, der Argentinier, ist zwar nicht mehr bei mir gewesen, aber er hat sich noch in der Nähe Deiner Villa herumgetrieben, nicht ahnend, daß ich Dein Haus während Deiner Abwesenheit genau überwachen lasse. — Habe Geduld, Liebe! Du bist ja nicht allein und verlassen.

Bürsen ist jetzt in der Klinik; ich behandle ihn selber. Er hat eine Begegnung gehabt, die ihn erschütterte und zunächst kränker machte. Dann kam die Reaktion. Nun sind geringe, aber doch sichtbare Fortschritte zu beobachten. Es war übrigens eine elegante Reiterin mit auffallend rotem Haar, die ihm begegnete. Weißt Du zufällig, ob Bürsen solch eine Frau gekannt hat? — Übrigens sind mehrere Briefe aus dem Ausland für ihn eingetroffen, die man nicht öffnen darf, ihm aber auch nicht geben kann. Einer aus Niederländisch-Indien, ein zweiter aus Mexiko. Er scheint demnach doch die Absicht gehegt zu haben, auszuwandern — nicht sich zu erschießen. Aufklärung darüber kann allein er uns geben. Genug davon.

In einer Woche kommst Du zurück, Kornelia. Ich brauche Dir nicht zu schreiben, wie ich mich darauf freue. Ich sehne mich nach Dir, wie Du Dich wohl auch nach mir sehnst. Sind wir nicht glücklich zu preisen, daß wir wissen, wie bald unsre Seelen einander wieder nahe sein werden? Doch das ist nicht richtig. Sind wir einander denn nicht ebenso innig nahe, auch wenn wir räumlich getrennt sind?

Für immer

Dein Hubert."

Kornelia hatte den Brief erst in der Stille ihres Zimmers ganz gelesen.

Tränen rannen aus ihren Augen, und doch lächelte sie dabei glückselig.

„Daß er mich liebt! Er, der Einzige, der Große, mich! Hubert, Hubert! Geliebter!“

Sie zog ein Bild von ihm hervor, das sie immer bei sich trug, und küßte es.

„Oh, wie weh es tut, dich so lieben zu müssen,“ stöhnte sie. „Es verzehrt mich ja, das süße Feuer. Ich bin nicht wie du, ich habe nicht genug daran, daß unsre Seelen einander besitzen. Dich will ich haben, ganz und gar!“

Sie schämte sich vor sich selber und konnte doch keine Schuld darin finden, daß sie so nach ihm verlangte.

Hubert war seiner armen Maria treu, und er wußte — so hoffte Kornelia — nichts davon, daß sie, seine Herzensfreundin, weniger abgeklärt empfand als er. Wenn er es wußte, so hatte er es sie doch nie merken lassen.

Endlich stand sie auf, trocknete ihre Augen und benetzte das Gesicht mit kühlem Wasser.

Sie liebte es, sich vorzustellen, daß er sie auf geheimnisvolle Weise auch in der Ferne beobachtete. Das half ihr immer zurück zur Beherrschung, zum Gleichmaß.

Ein Seufzer der Befriedigung hob ihre Brust, daß Hubert Zeit fand, den widerwärtigen Argentinier zu beobachten.

Dieser Mensch war also noch in Berlin; er war noch nicht nach München gereist, um sie zu verderben.

Tief in ihrer Seele saß das Entsetzen vor der Tat, die an Trattenhöh geschehen war.

Sie empfand aber keine Angst, ihr Gewissen war ja rein. Sie wußte, daß sie keine Mörderin war. Aber so-

lange der Mann lebte, der Urheber und Mitwisser jener Tragödie, solange würde das Entsetzen sie in seinen Klauen halten . . .

Als Kornelia mit Roland zum Abendessen kam, erwartete sie im Saal das Berliner Ehepaar, mit dem sie ohne Absicht bekannt geworden war. Sie mußte die eifrigen Aufmerksamkeiten des Mannes und der Frau hinnehmen, um nicht unhöflich zu scheinen. Die Bartenecks gehörten zur guten Gesellschaft und fanden durch Verwandtschaft und Beziehungen zur obersten Beamtenschicht und dem Gelehrtenstand überall Zutritt.

Frau Lilli Barteneck hatte Kornelia einen hübschen Strauß gepflückt, den sie ihr jetzt überreichte.

„O wie schön!" sagte Kornelia erfreut. „Ich danke Ihnen herzlich."

„Damit danken Sie mir auch," sagte Gustav Barteneck, sich verneigend. „Ich habe die meisten Zweige selber abgeschnitten, meine Frau konnte nicht alles erreichen, was ihr gefiel."

„Ich danke auch Ihnen, Herr Barteneck. Aber die Blumen sind doch das Schönste an dem Strauß."

„Margareten, Pechnelken und Glockenblumen; die gelben Löwenmäulchen passen eigentlich nicht ganz dazu," schob Roland sachverständig ein.

Er hatte seinen Platz neben Frau Barteneck, die sich seit vierzehn Tagen damit unterhielt, den Jüngling für sich zu entflammen.

Sie wußte es während der Mahlzeit immer so einzurichten, daß sie Rolands Hand streifte; ab und zu legte sie ihm einen besonders guten Bissen vor. Roland nahm alles scheinbar achtlos hin.

Ihr Gatte achtete nicht darauf. Er blickte meist über den Jungen weg. Zuweilen hänselte er ihn. Aber Roland

wehrte nicht übel ab und durchschaute diese Weltkinder mit einer von Kornelia nicht geahnten Schärfe.

Barteneck erzählte: „Ich habe mein Auto telegraphisch bestellt. Wenn Sie Lust haben, gnädige Frau, so fahren Sie mit uns auf ein paar Tage hinüber in den Württembergischen Schwarzwald."

„Sehr freundlich, aber wir reisen heim."

„So plötzlich? — Ist es denn so dringlich?"

„Ja und nein! Unsre Ferien sind abgelaufen. Roland muß am Dienstag daheim sein."

„Könnten Sie den jungen Mann nicht allein reisen lassen? Es wird hier doch jetzt erst schön."

„Ich muß auch wieder an die Arbeit. Das Heilmittel, von dem ich Ihnen erzählte, ist jetzt endlich ohne beeinträchtigende Zusätze zu Pastillen geformt worden. Die Patente sind erteilt. Ich muß mich jetzt um das Weitere kümmern."

„Daß Sie das alles selber tun!" rief Lilli bewundernd.

„Ich überließ gewisse Arbeiten allerdings früher meinem Mitarbeiter, der mir auch als Sekretär wertvolle Dienste leistete. Seit er schwer erkrankt ist, muß ich alles Geschäftliche selber besorgen."

Barteneck interessierte sich zwar stark für diese neuen Pastillen, die ein vielversprechendes Heilmittel sein sollten, aber während einer Mahlzeit sprach er grundsätzlich nie über geschäftliche Dinge. Nach Tisch bat er Kornelia um eine Unterredung.

Er bot ihr ein erhebliches Kapital für die Überlassung dieses Heilmittels und schloß: „Sie könnten zwar im Laufe der Zeit wohl eine größere Summe als den eben angebotenen Betrag erzielen, aber sicher nur mit der Zeit. Nehmen Sie mein Angebot an, so haben Sie ein

Vermögen sofort zur Verfügung. Für Ihre wohltätigen Einrichtungen wäre das doch sicher wichtig."

„Wichtig gewiß. Aber nicht ausschlaggebend. Wäre ich denn nicht eine ungeschickte Menschenfreundin, wenn ich für meine Schützlinge nicht das Vielfache eines Kapitals zu schaffen trachtete, nur weil es schneller gehen soll?"

„Doppelt gibt, wer schnell gibt."

„Aber mehr gibt, wer doppelt gibt! Und Sie sagten doch selber, nicht nur das Doppelte, sondern das Vielfache könne mir das Heilmittel einbringen, wenn ich es selber zu verwerten suchte."

„Sie wären ein guter Kaufmann geworden, gnädige Frau. Sie wollen erreichen, daß ich mein Angebot erhöhe?"

„Gewiß! Denken Sie doch an das Ausland. Wenn ich die Patente auch im Ausland zu verwerten suche, müssen mir doch große Summen zufließen."

Barteneck sann nach. Wenn in seiner Fabrik das neue Mittel hergestellt würde, wenn er die Patente mit allen Rechten erwarb, gab es für ihn ein glänzendes Geschäft. Außerdem wollte er vor Kornelia großzügig erscheinen. Es lohnte sich gewiß, einmal nicht kleinlich zu sein.

Er hob den Kopf und blickte Kornelia treuherzig an. „Es bliebe letzten Endes eben doch eine Spekulation, gnädige Frau, und ich darf mir nicht verhehlen, daß sie fehlschlagen könnte. Ihr Mittel ist sicher wertvoll, mir ist nicht unbekannt, was in Fachblättern darüber veröffentlicht wurde, ich habe die Vorberichte genau verfolgt. Aber nehmen wir an, irgend einem anderen begabten Mediziner könnte das gleiche einfallen — sagen wir, er käme uns damit zuvor, und lassen Sie ihn Glück haben —, dann wäre ich geschädigt. Aber solche Möglichkeiten dürfen einen Kaufmann nicht abschrecken. Ich

möchte das Geschäft gern mit Ihnen abschließen, würde es mir zur Ehre anrechnen, in solch eine Verbindung mit Ihnen zu kommen. Warum soll ich das nicht ehrlich eingestehen? Ich biete Ihnen das Doppelte. Sind Sie einverstanden?"

Kornelia lächelte.

„Ich glaube, ich werde ja sagen. Aber ich will noch eine Nacht darüber hingehen lassen, ehe ich einen Vertrag unterzeichne. Morgen früh wollen wir endgültig darüber sprechen. Jetzt bin ich zu abgespannt, und Roland wird es wohl auch sein."

Sie traten vor das Haus, wo um diese Zeit die Gäste noch im Freien saßen.

Der Mond stand klar am lichten Nachthimmel.

Auch Lilli war versunken in den blendenden Glanz, so sehr versunken, daß sie sich leicht an die Schulter des hoch aufgeschossenen Jungen lehnte, der neben ihr stand und hinaufblickte in die riesigen Schwarztannen.

Ein Seufzer kam von seinen frischen Lippen.

Lilli lächelte lockend zu ihm auf. „Macht Sie der Mond auch so durstig nach Süßem wie mich?"

„Nein! Ich ärgere mich, daß die Eulen eben wieder weggeflogen sind. Ich wäre gern auf den Baum geklettert. Die haben da oben ihr Nest."

„Kindskopf," murmelte Lilli enttäuscht. „Sie denken an Eulen in solcher Märchenstunde?"

Gustav Barteneck trat mit Kornelia ins Freie.

„Ist das eine Beleuchtung!" sagte er. „Da können unsre Bühnenmaler immer noch was lernen. Wo ist denn meine Frau?"

Er rief ihren Namen.

Roland sprang rasch ins Helle und rief: „Es hat schon zehn geschlagen, ich bin müde. Gehen wir in unsre Zim-

mer, Frau Kornelia? Man wird doch müde. Und für Mondschein mit süßer Beilage bin ich ohnehin nicht geschaffen."

Er verbeugte sich artig vor dem Ehepaar und ging mit Kornelia ins Haus.

Um seine Lippen zuckte ein spöttisches Lächeln. In diesem Augenblick glich er auffallend seinem Vater.

Der versteckte Ratschlag, den Rodrigo Argano von dem Detektiv Birkitz empfangen, hatte in ihm nachgewirkt.

In den empfohlenen Klub war er zwar nicht eingetreten, weil dort so viele Landsleute verkehrten. Aber es boten sich ja in Berlin so viele andere Gelegenheiten, das Glück im Spiel zu versuchen.

Das Glück, das dem Kühnen gern hold ist, begünstigte ihn zunächst. Er konnte mit wohlgefüllter Brieftasche auftreten und in einem guten Hotel wohnen.

Täglich fuhr er nach Potsdam hinüber, wo er mit Litta Schäferstunden verlebte, dabei nie sein Ziel aus dem Auge lassend, von ihr Belastendes über Kornelia zu erfahren.

Litta war nicht erfindungsreich genug, um dem neuen Freund feine und verwickelte Lügen über die ehemalige Herrin zu berichten. So erzählte sie ihm haltlose und einander widersprechende verleumderische Geschichten, die dem Argentinier nicht im geringsten nützen konnten.

Eines Tages aber, als er im Potsdamer Hotel erschien, fand er Litta nicht mehr. Man berichtete ihm, ein Telegramm aus Schweden sei gekommen, darin stand, der Herr Baron, der Vater der gnädigen Frau, sei krank. Da habe sie unverzüglich gepackt und sei nach Stockholm abgereist.

Argano glaubte nicht an die Echtheit des Telegramms.

Er wollte die Nacht im Hotel verbringen und forderte mit trübseliger Miene das Zimmer, in dem die Entschwundene gewohnt hatte. Man gab es ihm.

Bei verschlossenen Türen durchsuchte er alles sorgfältig. Im Kachelofen fand er zwar verbranntes Papier, aber nicht das kleinste noch erhaltene weiße Stückchen. Mit einem Taschenspiegel betrachtete er das Löschblatt auf dem Schreibtisch, entzifferte zweimal in Littas Handschrift den Namen Valer. Und geriet in eifersüchtige verhaltene Raserei.

Immer wieder murmelte er vor sich hin: „Sie ist verliebt in diesen Valer Bürsen. Aber zu ihm kann sie nicht gereist sein, sie wollte sich doch in Berlin nicht blicken lassen. Ob sie ihm geschrieben hat?"

Er versuchte, von dem Zimmermädchen etwas zu erfahren, hörte aber nur, die Dame habe nie einen Brief erhalten oder geschrieben. Telephoniert habe sie allerdings täglich. Abgereist sei sie wohl nur aus Langeweile. Das habe sie auch ein paarmal angedeutet. Daß sie einen D-Zug nach Frankfurt am Main erreichen wolle, habe sie zwar nicht gesagt, aber sie könnte sich doch dazu entschlossen haben. Fest stand nur, daß sie vom Potsdamer Bahnhof abgefahren sei.

Rodrigo pfiff zornig vor sich hin, während er die Rechnung für das Zimmer bezahlte. Daß die hübsche Litta ihm entwischt war, darüber wollte er keine Träne weinen. Jedenfalls verdankte er ihr ganz genaue Kenntnis aller Räume der Villa Kornelia sowie einzelner Angestellten.

Zurzeit war die Herrin noch nicht von der Reise zurück, wurde aber täglich erwartet.

Ob er nach nochmaligem Besuch besseren Erfolg haben würde? Und ob das besser bei Nacht geschah, wenn niemand diese Heimsuchung vermutete?

Der Gedanke war nicht besonders verlockend, denn Litta hatte ihm deutlich genug erzählt, daß Kornelia Lütthus nie größere Summen im Hause hielt; nur den wertvollen Erbschmuck verwahre sie in einer Wandkassette ihres Ankleidezimmers. Den Schlüssel dazu trug sie meist bei sich. Früher habe sie ihn wohl einmal liegen lassen, aber jetzt würde sie das gewiß nicht mehr tun, seit ihr ein Schmuck abhandengekommen war.

Bei diesen Erzählungen mußte Rodrigo sonderbarerweise an einen Ring denken, den er einmal an der Hand eines Arztes gesehen hatte. Ein ungewöhnlich großer Saphir war es gewesen. Der Doktor, der ihn trug, war auf der Durchreise in Buenos gewesen; ein großer Ruf war ihm vorausgegangen. Man redete darüber, daß dieser Arzt ungewöhnliche Gaben besäße.

Klemens Nieperdink hatte nicht nachgelassen mit Bitten, bis man ihm von seinem Siechenbett emporhalf und ihn hinbrachte zu dem Arzt.

Rodrigo war mit ihm hingefahren, hatte ihn gestützt und geführt. Als er vor dem Meister stand, hatte er gesehen, wie die Hand mit dem Saphir im Ring auf Klemens' Stirn lag. Dann hatte er den Kranken untersucht, die Schultern gezuckt und zu Rodrigo gesagt: „Bringen Sie Ihren Freund heim, ihm kann nicht geholfen werden."

Klemens, aus seiner Ohnmacht erwachend, hatte selber zurück verlangt auf sein Krankenlager.

Wie kam es nur, daß Rodrigo sich an diese Szene und den Ring erinnert hatte, wenn Litta ihm von Kornelias Schmuck erzählte und dabei mit der Perlenschnur an ihrem Hals spielte? — Seltsam war das. Absonderlich ...

Rodrigo del Argano war vorläufig wenig geneigt, nochmals einen Besuch in der Villa auf dem Hügel zu machen.

Er wollte lieber noch ein paarmal die Spielklubs besuchen, wo er bisher immer leidliches Glück gehabt hatte. Auch Mr. Joe Miller hatte er um einige Tausende erleichtert, denn der hatte nach seiner Enttäuschung über die Füchsin Zerstreuung im Spiel und Wetten gesucht. Leider war seit einigen Tagen dieser Gentleman mit dem vollgespickten Beutel nicht mehr zu sehen gewesen.

„Berlin im August ist langweilig," schloß Rodrigo seine Erwägungen. „Man muß sehen, daß man endlich zum Ziel kommt."

Herr Birkitz wollte endlich auch weiterkommen; seine Wege und Ziele waren aber andere. Eines Morgens ging er zu Doktor Jager, der eben zu einer wichtigen Sitzung fahren wollte. Er sagte zu Birkitz: „Ich habe kaum eine Minute Zeit zu verlieren, aber wenn Sie mit mir zur Bahn gehen und in die Stadt fahren wollen, stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung."

Der Detektiv ging mit Jager durch den Wald zur Bahn. Nach einer Weile sagte er: „Ich kam, um Ihre Unterstützung zu erbitten und Ihnen meine Hilfe anzubieten."

Doktor Jager lächelte.

„Also ein Vertrag auf Gegenseitigkeit?" erwiderte er.

„Nicht wörtlich zu verstehen, Herr Doktor. Falls Sie mir auch nicht beistehen wollen, kann ich Ihnen doch sehr wahrscheinlich meinerseits helfen."

„Womit kann ich Ihnen dienen? Sind Sie krank?"

„Nein! Ich wollte um andere Hilfe bitten."

„Bitte, sprechen Sie weiter. Ich höre."

„Sie wundern sich nicht darüber, Herr Doktor, denn es ist ja Ihr Beruf, andern zu helfen. Das ist nie so einseitig, wie es scheint; man gewinnt meist selber, wenn man anderen beisteht. Sie behandeln einen Mann, für

den ich mich interessiere, den ich aber persönlich noch nicht kenne, Herrn Valer Bürsen, den ehemaligen Sekretär der Frau Kornelia Lütthus."

„Ah, Sie haben vermutlich etwas über den Fall gelesen? Leider muß ja alles Sensationelle in den Zeitungen behandelt werden. Ich wußte bisher nicht, daß die Zeitungen darüber Nachrichten gebracht haben."

„Ich hörte den Fall von einem Ausländer, der meine Dienste als Detektiv in Anspruch nehmen wollte."

„Ah — Sie sind Detektiv?"

„Sie sind offenbar nicht angenehm berührt. Wundert mich nicht. Meine Kunst gehört allerdings nicht zu den schönen Künsten, es kommt schließlich darauf an, wie man sie betreibt. Vielleicht sehen Sie meinen Beruf weniger vorurteilsvoll an, wenn ich Ihnen sage, daß ich Detektiv aus Liebhaberei bin. Ich bin wohlhabend und brauchte nichts zu tun. Aber dazu besitze ich keine Anlage. Ich darf behaupten, daß ich den schönen Spruch befolge: ‚Recht wahr' ich, Unrecht wehr' ich.' Ich bitte das ernst zu nehmen."

„Ich glaube Ihnen, Herr Birkitz."

„Danke, Herr Doktor! Der Fall Bürsen liegt, wie mir scheint, so, daß eine böse Frau dabei die Hand im Spiel hatte. Wissen Sie etwas darüber?"

„Nein, Bürsen ist ein schöner Mensch, dem die Frauen gern entgegenkamen."

„Glauben Sie, daß er selber die Kugel auf sich abgefeuert hat?"

„Der Befund sprach nicht dagegen. Sobald Bürsen sich wieder zu erinnern vermag, wird dieser Teil des Geheimnisses von ihm wohl gelöst werden."

„Jetzt bitte ich darum. Wollen Sie erlauben, daß ich den Kranken kennenlerne?"

Jager zögerte.

„Das kann augenblicklich zu nichts führen. Er kennt vorläufig nur seinen Wärter und mich. In einigen Tagen wird er aufs Land gebracht und ..."

„Darf ich fragen, wohin?"

„Ehe ich Ihnen antworte, müßte ich hören, warum Sie sich für Bürsen interessieren?"

„Weil ich mich noch viel mehr für eine Angelegenheit interessiere, die Frau Kornelia Lütthus angeht."

Der Detektiv beobachtete Doktor Jager scharf, ohne ihn unmittelbar anzusehen. Jagers Züge blieben unbewegt. Ruhig sagte er: „Also handelt es sich um den Argentinier."

„Ja! Der Ausländer, von dem ich vorhin sprach, ist ein offenbarer Schurke. Trotz aller Gerissenheit ist dieser Kerl dumm. Ich weiß, warum ich ihn so beurteile."

„Sie halten ihn für einen Erpresser?"

„Zweifellos. An dem Halunken ist zwar nichts Besonderes, aber der Fall, zu dem er in Beziehung steht, ist merkwürdig."

„Bitte, sprechen Sie deutlicher."

„Ganz klar bin ich mir noch nicht. Ich glaube aber, daß eine so hochstehende Frau nie einen Menschen getötet hat."

„Sie wollen sagen — einen Mord begangen hat?"

„Nein. Es ist kein Mord, wenn — sagen wir — wenn auf der Bühne ein Schauspieler einen Schuß abzugeben hat, und durch die Schuld eines andern wird ihm statt der nur mit einer leeren Patrone geladenen Pistole eine mit einer Kugel überreicht, mit der er einen Spielpartner ohne Wissen totschießt."

Hubert Jager blieb stehen und schaute Birkitz lange iu die Augen. Dann sagte er: „Sie wissen, was einmal geschehen ist?"

„Ich habe mir das so ausgedacht. Mehr nicht. Sie sagen, es sei wirklich damals etwas Derartiges geschehen?"

„Ähnlich ging es vor sich. Das schlimme ist, daß sich das nicht beweisen läßt. Der Argentinier behauptet ja, Beweise zu besitzen."

„Kein Wort davon ist wahr! Wenn es so wäre, dann hätte er mit mir davon gesprochen. Aber ich will ganz offen sprechen. Sie sollen alles erfahren. Ich habe jetzt den Conte del Argano-Sylvanno selber aufs Korn genommen. Es könnte sein, daß man allerlei wichtige Dinge herausbekommt, die für Frau Lütthus wertvoll sein könnten."

„Nun. Was meinen Sie?"

„Herr Nieperdink könnte längst tot sein."

Jager sah ernst aus.

„Haben Sie nach Buenos geschrieben?"

„Nein, telegraphiert."

Sie waren in der Stadt angekommen, und Doktor Jager verabschiedete sich von seinem neuen Bekannten.

„Besuchen Sie mich in meinem Hause. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn wir zusammen weiterforschen würden."

Dann fuhr er zu Valer Bürsen in die Klinik. Der Kranke sollte nur noch wenige Tage dort bleiben. Es hatte sich jemand erboten, dem Leidenden einige Monate Landaufenthalt zu ermöglichen, jemand, der zwar Bürsen nicht persönlich kannte, der aber seinem Töchterchen nichts abschlagen konnte: Herr Hase, der jenseit des Sees wohnte.

Lenelotte Hase, die Roland Jager abwechselnd ein „greuliches Ding" und einen „feinen Kerl" genannt hatte, ließ nicht mehr davon ab, das Geheimnis der Villa Kornelia mit aufklären zu helfen. Sie wußte, daß es Roland tief bekümmerte; und sie wollte ihm zeigen, daß

sie nicht bloß ein „Amüsiermädel" war, wie er sie einmal genannt hatte. Die vetterliche Hilfe hatte sie bereits aufgegeben.

Sie war ein Jahr älter als Roland. Sie nahm ihn zwar nicht ernst, aber er gefiel ihr, und sie wollte erreichen, daß er sie nicht für ein albernes Ding hielt.

Ihren Vater, einen reich gewordenen Kleinbürger und Bauer, hatte sie so weit gebracht, für den kranken Valer Bürsen etwas zu tun. Sie glich seiner verstorbenen Frau. Lenelotte hatte so viel Bildung genossen, daß sie nach ihres Vaters Meinung klug genug war. Aber daß sie im vorigen Jahr auch noch einen Kurs für Krankenpflege für nötig befunden hatte, war ihm gegen den Strich gegangen. So eine verrückte Idee! Seine Tochter hatte nicht nötig, Krankenpflege zu lernen und sogar auszuüben. Lenelotte hatte ihren Willen durchgesetzt. Schließlich war ihr Vater noch stolz darauf gewesen, wenn sie in ihrer hübschen Tracht einmal in „Haus Seeblick" erschien.

„Haus Seeblick" lag einsam in ausgedehnten Obstgärten jenseit des Sees, schräg gegenüber der Villa Kornelia.

Hier in ländlicher Stille sollte Valer Bürsen genesen. In Lenelottes Pflege und unter der Obhut Doktor Jagers konnte er alles genießen, was wünschenswert für ihn war.

„Du tust ein edles Werk," hatte Lenelotte zu ihrem Vater gesagt.

Vater Hase dachte sich manchmal allerlei: daß junge Mädchen heute so ganz anders waren als zu seiner Zeit. An seiner Lenelotte hatte er zwar bisher nur Freude erlebt, und das hoffte er auch für die Zukunft.

Einige Male war Lenelotte in ihrer Schwesterntracht

in der Klinik gewesen, um Valer an ihren Anblick zu gewöhnen. Und sie täuschte sich nicht, er hatte ein wenig gelächelt, als sie sich über ihn beugte und ihm erzählt hatte, daß er nun bald zu ihr nach Seeblick übersiedeln werde.

Zu Roland, der um diese Zeit von der Reise heimgekehrt war, sagte sie: „Roland, Ihr Freund Bürsen soll es gut bei uns haben. Ich will ihn gesundpflegen, und was ich mir vornehme, das setze ich durch. Aber mein Fall wäre so ein schöner Mensch nicht!"

„So! Ich glaubte, Sie schwärmten für ihn."

„Sie glauben ja auch sonst manchen Unsinn. Auf ein bißchen mehr kommt's also gar nicht an."

Roland wollte nichts Grobes sagen, weil er sich freute, daß es mit Valer, wenn auch kaum merklich, besser ging, und daß er nun in Seeblick bleiben durfte.

Übrigens sah Lenelotte mit ihrem braungebrannten Gesicht und den hellen, vergnügten Augen viel hübscher aus als früher. Vielleicht kam das daher, daß sie doch wohl endlich eingesehen hatte, daß ihm nichts an ihr lag.

Kornelia fand auf ihrem Schreibtisch so viele Briefe, daß sie zum erstenmal seit jenem Unglückstag daran dachte, einen Sekretär anzunehmen. Sie brauchte ja auch einen Gehilfen im Laboratorium. Diesen Posten hatte Bürsen zu ihrer größten Zufriedenheit ausgefüllt; war er doch selber Chemiker. Allerdings hatte er seine Studien, wie so vieles andre in seinem Leben, nicht zum vollen Abschluß gebracht; immer war ihm etwas Neues in den Weg getreten, was ihn so abgelenkt hatte, daß er seine Arbeiten darüber vernachlässigte. So war er nie dazu gekommen, ein Schlußexamen abzulegen. Kornelia galt er als haltloser Mensch. Seine eigene Schwäche hatte

ihn immer bedrückt, besonders dann, wenn er neben ihr arbeitete und ihre Tüchtigkeit und Erfindungsgabe mit einem gewissen Kummer bewunderte.

Wie hatte er doch in seinem Abschiedsbrief geschrieben? „Ich ertrage das nichtswürdige Dasein nicht mehr."

War denn das Leben nichtswürdig, wenn man nicht selber schöpferisch sein konnte? Oft hatte er mit bitterer Betonung gesagt: „Ich bin nur da, Sie aber leben!"

Kornelia dachte nicht gern an Bürsen. Nicht die Selbstmordabsicht, nicht die überspannte Art, in der er Abschied nehmen wollte, sondern der Fund der Perlenkette hatte ihre vorherige gütige Anteilnahme für ihn zum Erlöschen gebracht.

Unter all den Briefen geschäftlicher und wissenschaftlicher Art lag auch einer mit verschnörkelter Handschrift. Sie öffnete ihn mit einem bangen Vorgefühl. Er kam vom Conte Argano und lautete:

„Wenn Ihnen daran liegt, Näheres über Ihre Perlenkette zu hören, so empfangen Sie mich am nächsten Sonntag. Ich stelle aber die Bedingung, daß Sie mich höflicher behandeln als das letzte Mal.

Ergebenst

Rodrigo Conte del Argano."

Kornelias Stirn furchte sich streng. Sie wollte mit diesem Menschen nichts zu tun haben. Und doch wagte sie nicht, ihn unbeachtet zu lassen. Wenn er die Perlenkette erwähnte, so mußte er doch etwas wissen.

Sie hatte den Diebstahl nicht angezeigt. Sie hätte ja nicht einmal die Zeit angeben können, seit wann der Schmuck fehlte. Die Perlen konnten ja schon vor Jahr und Tag vertauscht worden sein.

Sie hatte Hubert noch nicht gesehen, war aber für

diesen Abend mit ihm verabredet. Er hatte ihr am Fernsprecher gesagt, daß er ihr Wichtiges mitteilen müsse.

Wie gleichgültig war ihr aber alles, verglichen mit der Freude, ihn wiederzusehen.

„Ich bin nicht mehr Kornelia," sagte sie sich mit wehem Lächeln, „ich bin nur noch ein Teil von ihm."

Ihre Liebe beglückte sie, wie jedes wahre Liebesgefühl beglückt. Aber die Liebe war so dornenbekränzt, daß sie ihr Glücksgefühl wie eine schmerzende Wunde empfand.

„Es ist herrlich," klang es in ihr, „eine Seele zu besitzen, die mein ist. Die im Einklang mit mir schwingt. Die ausgehöhlt, wesenlos, erstorben wäre, wenn sie mich verlöre. Aber so über alle Worte herrlich dies Gefühl ist, so fehlt doch die Vollendung — das Miteinanderleben. — Und so wandern unsre Seelen, obwohl verschmolzen ineinander, doch in getrennten Körpern und Daseinsformen; er ist gebunden, und auch ich bin unfrei. Selig-unselig sind wir beide, und werden es aller Wahrscheinlichkeit nach so bleiben bis zu unserm letzten Atemzug."

An diesem Abend kleidete sich Kornelia besonders sorgfältig und gewählt.

Hubert kam selten zu ihr, wenn er sich aber dazu entschloß, so gestaltete sich immer ein Fest daraus.

Das wußte der Gärtner, wenn sie ihm sagte, sie wolle selber die Blumen für den Tafelschmuck aussuchen. Auch Berta wußte es, wenn sie den Auftrag bekam, Geflügel zu bereiten, wie Doktor Jager es gern aß.

Kornelia kam mit einem Armvoll Teerosen aus dem Garten. Auch Heliotropblüten hatte sie mitgebracht, die sie besonders liebte. Sie füllte die schönsten Vasen und Schalen und verteilte sie in den Zimmern.

Dann zog sie sich an, wobei die neue Jungfer nur wenig

zu helfen fand. Ein heliotropfarbenes Kreppkleid aus weicher Seide wählte sie, das Hals und Arme freiließ. Ein Halsband von tiefvioletten Amethysten, unterbrochen durch goldene Kugeln und Tropfen, legte sie an. Und dazu das einzige Schmuckstück, das ihr einst Hubert von einer Reise mitgebracht hatte, einen Armreif aus geflochtenen Fäden von Gold, der ihren rechten Arm umschloß, als hieße das: Ich halte dich!

Sie blickte mit einem zärtlichen Lächeln darauf nieder und preßte das Schmuckstück an ihre Wangen. Niemand kannte Kornelia so, mit diesem weichen, fraulichen Lächeln und der verträumten Sehnsucht in den halbgeschlossenen Augen.

Hubert brachte ihr etwas mit, gab es ihr und sagte: „Blumen kann man dir ja nicht bringen," auf die Pracht der überall verteilten Blüten blickend, „aber vielleicht gefällt dir dies auch ein wenig."

Sie begrüßten sich wie immer, ruhig und fast gleichmütig; allein sein Handkuß war doch so, daß sie mädchenhaft errötete.

Aus dem Seidenpapier entnahm sie ein Schmuckstück, das sie leicht erbebend in der Hand hielt, mit einem Blick ihm dankend.

In diesem Augenblick öffnete Färber die Flügeltür zum runden Speisezimmer. Der prächtige Teppich war ein Geschenk dankbarer Patientinnen, die Kornelia Monate hindurch und manche noch länger in ihrem Erholungshaus für arbeitende Frauen verpflegt hatte.

„Du bringst mir etwas Herrliches mit, sooft du kommst," sagte sie dankbar. „Ich wünschte, es fiele mir auch einmal etwas Hübsches ein, was dir Freude bereiten könnte."

„Wenn du kommst, so ist dies das allerschönste Geschenk für mich."

Er wandte sich dem Diener zu: „Nun, Färber, wollen Sie mich wieder müde machen mit Ihrem Madeira zur Suppe?"

„Nur ein kleines Gläschen, Herr Doktor," sagte der Alte.

Prüfend betrachtete Jager ihn. Als er das Zimmer verlassen hatte, sagte er zu Kornelia: „Ich sollte den Alten ein wenig in die Kur nehmen. Er ist nicht ganz gesund."

„Ja, du Guter, hilf ihm. Jetzt aber lasse dir die Rebhühner schmecken, die Berta besonders sorgfältig bereitet hat."

Kornelia führte während der Mahlzeiten grundsätzlich nie ernste Gespräche. Diesmal wollte sie vieles fragen, aber sie bemühte sich, die Unterhaltung so leicht wie möglich zu gestalten.

Von dem Ehepaar Barteneck hatte Roland schon zu Hause erzählt. Hubert war zufrieden mit der Art ihres Geschäftsabschlusses und freute sich, daß sie wieder große Summen bekam, um ihre wohltätigen Einrichtungen weiter ausbauen zu können.

„Du darfst dir erlauben, viel wohltätiger zu sein als ich, weil du reich bist und ich nicht. Ich habe bisher der medizinischen Wissenschaft nur mit theoretischen Ratschlägen dienen können, während du mit deinen chemischen Kenntnissen schon oft Bedeutendes vollbracht hast."

„Das kommt wohl davon, weil in mir das kaufmännische Blut meines Vaters und in dir das Gelehrtenblut vieler Geschlechter fließt. Ganz frei können wir uns von solchen erblichen Belastungen doch nicht machen."

„Deine glückliche Belastung soll leben!" rief er, das Glas erhebend.

Er war heute so froher Laune, daß sie angesteckt davon ward und ihm lachend zutrank.

Als das Mahl beendet war und sie zusammen in Kornelias Arbeitszimmer saßen, begann er mit ernstem Gesichtsausdruck: „Ich sagte dir doch, daß ich dir einiges mitzuteilen habe. Vorher muß ich dich noch etwas fragen."

Erwartungsvoll blickte sie ihn an.

Da er noch zauderte, sprach sie: „Du willst wohl wissen, warum ich mich noch nicht nach Bürsen erkundigte."

„Ja, das wollte ich fragen, aber du sprichst nicht gern von ihm."

„Kannst du mir das verdenken?"

„Ich verstehe dich. Aber solange nicht alles aufgeklärt ist, dürfen wir ihn nicht verurteilen."

„Aber die Unterschrift seines Briefes?"

„Du weißt, er neigte dazu, alles zu übertreiben. Ich habe aber meine Gründe, ihn nicht für überführt zu halten. Trotz der Unterschrift und trotz der Perlenkette."

Kornelia senkte den Blick. Sie wußte, daß Hubert auch einen überführten Verbrecher selten verurteilte; niemals aber verachtete. Wie weit war sie noch entfernt von seiner Güte und Menschenliebe.

Er sprach weiter: „Du wirst erstaunt sein, wenn du mich angehört hast. Erlaubst du, daß ich noch ein Fenster öffne?"

„Bitte!"

Die Tür zur Terrasse stand wohl offen, doch die warme Augustluft brütete schwül über Haus und Garten. Nachdem das große Seitenfenster geöffnet war, zog ein frischerer Hauch durch das Gemach.

„Kornelia, ich lernte einen Mann kennen, einen ungewöhnlichen Menschen, einen Detektiv mit dem Herzen eines Kindes."

Kornelia blickte ungläubig auf und erwartete eine ironische Erklärung.

Hubert sprach weiter: „Es ist mein voller Ernst. Der Mann kam zu mir, weil er helfen möchte, drohende Dunkel aufzuklären, das Geschick abzuwehren, das der Argentinier über uns alle zu bringen sucht."

Jager tat, als bemerke er nicht, daß Kornelias Gesicht sich entfärbte.

Er erzählte ruhig und heiter von Birkitz; fast wörtlich wiederholte er das erste Zwiegespräch. Zuletzt sagte er: „Du weißt, daß ich mich auf meine persönlichen Eindrücke verlassen kann. Dieser Sonderling wirkte auf mich wahrhaftig und entschlossen. Solche Eigenschaften findet man selten vereint bei einem Mann seines Berufes. Birkitz lügt nicht. Er hat längst nach drüben gekabelt, um weiterzukommen. Gestern war er bei mir und teilte mir das Ergebnis mit."

Kornelia beugte sich vor. Sie war so gespannt, daß sie nicht zu sprechen vermochte.

Jager, der mit dem Rücken zur Balkontür saß, wandte rasch den Kopf.

„Hier lauschte jemand," raunte er, erhob sich schnell und eilte auf die Terrasse. In der Dunkelheit konnte er niemand sehen, doch schien es Hubert, als eile jemand lautlos durch den Garten.

Er schloß Tür und Fenster. Wenn jemand gehorcht hatte, so hörte er leider schon zu viel. Niemand durfte wissen, daß Birkitz gegen Argano tätig war.

„Hast du jemand bemerkt?" fragte Kornelia beunruhigt.

„Ich kann mich getäuscht haben. Die Hunde hätten auch wohl angeschlagen. Zu wundern brauchten wir uns nicht, wenn der edle Graf dich, und auch mich so nebenher überwachte."

Hubert redete weiter: „Gestern berichtete mir Birkitz,

in Buenos Aires lebte kein Mann mehr, der Nieperdink heißt. Das will noch nicht viel bedeuten; so gut er damals in München als Klemens Förster lebte, könnte er auch jetzt wieder einen andern Namen führen. Es wäre auch möglich, daß er fortgezogen ist. Ein Mensch wie er hat wohl noch mehr auf dem Kerbholz, als man weiß. Wenn Argano schon hierin gelogen hat, wieviel mehr kann er auch sonst noch geschwindelt haben!"

„Aber die Photographien waren echt."

„Wer kann wissen, auf welche Weise dieser sogenannte Graf die Bilder an sich gebracht hat."

„Aber er wußte doch alles, was damals geschehen war; für mich besteht kein Zweifel, von wem er das erfahren hat."

„Ich bezweifle ja auch nicht, daß er befreundet mit jenem Schurken ist, oder doch war. Was mir aber fraglich erscheint, ist, daß er von diesem Menschen gesandt worden ist."

„Das ist doch gleichgültig," sagte Kornelia traurig.

„Nein! Du irrst! Denn dann ist Argano nur ein gemeiner Erpresser, der versucht, Geld aus seiner zufälligen Mitwisserschaft zu schlagen."

Eine Weile schwiegen beide.

Hubert sah ergriffen, daß Kornelias geliebtes Gesicht wieder von tiefem Leid verdüstert war. Das Herz brannte ihm. Er mußte schwer mit sich ringen. Am liebsten hätte er die zarte, gebeugte Gestalt an sich gezogen, sie mit Liebkosungen überschüttet, ihr endlich gesagt, was ihn bewegte.

Langjährige Selbstzucht hielt ihn zurück.

Nach einer Weile sagte er: „Kornelia, fühlst du nicht, daß ich einen Hoffnungsschimmer entdeckt habe? — Ich kam her, um dich teilnehmen zu lassen daran; habe doch

so viel Zutrauen zu mir, daß ich dich nicht mit leeren Worten oder Hirngespinsten trösten würde."

Sie schaute voll zu ihm auf; hingebendes Vertrauen leuchtete ihm wie immer entgegen, und ein Lächeln huschte über ihre Züge.

„Sprich weiter! Du bist Balsam für mich wie immer."

„Kornelia, ich hoffe, daß wir auf neue Depeschen, die wir hinübergeschickt haben, genauere Auskünfte erhalten werden. Ist das nicht der Fall, so reist Birkitz selbst nach Argentinien."

Kornelia lächelte zufrieden.

Hubert erhob sich und ging zum Flügel, den er öffnete. Er bat: „Sing mir ein Lied, wenn du kannst."

Sie folgte sofort. Ihm eine Bitte abzuschlagen, wäre undankbar gewesen, und sie wußte ja auch, wie er ihren Gesang liebte.

Ihre Stimme zitterte anfangs ein wenig, stetigte sich aber schon nach den ersten Tönen. Sie sang alte Volkslieder; der Text handelte von treuer oder verratener Liebe, oder Sehnsucht nach der fernen Heimat.

Hubert sah Kornelia nicht an, während sie sang.

Er hielt eine Teerose in der Hand, die schönste von allen, die er aus einer der Vasen genommen hatte. Er betrachtete die gelblichen Blumenblätter, die einen zarten Duft ausströmten. Er nahm eine Feder und schrieb auf das eine umgebogene Blatt: „Liebe Kornelia."

Darauf legte er die Rose auf Kornelias Platz und schloß die Augen, ganz hingegeben dem Klange ihrer Stimme. Sie sang:

„Und kannst du mein nicht werden,
Die ich geliebet hab',
So legt mich in die Erden,
Hinein ins kühle Grab."

Das klang noch lange in ihm nach, als er durch die warme Sommernacht über Wald und Feld heimwärts ging. Er dachte, das Leben müsse noch gut werden für die eine, die es am meisten verdiente, und sagte leise vor sich hin: „Das mögen die Götter walten! Bei ihnen steht alles."

Litta von Osten, wie sie sich seit ihrer Verwandlung nannte, war nicht so weit geflüchtet, wie der enttäuschte Rodrigo annahm. Sie hatte sich gesagt, daß der Argentinier, nachdem sie ihm seine Geheimnisse über Kornelia entlockt, künftig nicht mehr viel nützen könne.

Sie wäre gern nach einem eleganten Kurort gereist, der gute Beute versprach; zuvor aber wollte sie noch einmal Valer Bürsen sehen. Danach konnte sie dann in die Welt fahren, irgendwohin, wo das Leben brandete, wie sie es verstand.

Einstweilen hatte sie sich für einige Tage nach dem nahen Rheinsberg begeben, um dort die Natur zu genießen. Sie liebte Wald und Wasser, Berg und Schlucht, vielleicht in Erinnerung an ihre Jugend. Manchmal sann sie über diese Zeit nach und dachte an ihre Mutter, von der sie nicht viel wußte. Aus Oberösterreich war diese vom Vater in seinem Wohnwagen mitgenommen worden nach dem fernen Deutschland. Litta besaß einige kleine, gerahmte Bilder, welche die Mutter über dem Bett neben bunten Heiligenbildern aufgehängt und sorglich gehütet hatte. Das war ihre Heimat gewesen. Schneeberge blickten über fruchtbares Land. Litta kannte nicht einmal den Namen des Städtchens, das sich da unten an schroffen Hängen hinzog. Aber sie hielt die Bildchen hoch. Wenn sie in der freien Natur sein konnte, da war sie, wenn auch nur für kurze Zeit, ein besserer Mensch.

In Rheinsberg saß sie unter großen Kastanien vor dem vornehmsten Gasthaus und ließ sich ein ausgezeichnetes Mittagessen schmecken, als frischer Gesang und Gitarrenlaute vom Wald her erklangen.

Ein Trupp wandernder Schüler kam näher, nicht lärmend, aber überaus vergnügt. In der vordersten Reihe ging Roland Jager, das Gelände prüfend.

„Blas mal ‚das Ganze halt'! Holla!" rief er seinem Nebenmann zu, der die Hände vor den Mund zur Muschel formte und das Signal gab.

Der Trupp nahm an einem langen Tisch in der Nähe von Litta Platz.

Sie hatte rasch ihren Sonnenschirm aufgespannt und ihn seitwärts auf dem Tisch aufgestellt.

„Sollte man's glauben," dachte sie entrüstet. „Muß dieser Bengel da herkommen!"

Sie mochte Roland nicht leiden, vielleicht aus Eifersucht, weil er Valer Bürsen oft besucht hatte und immer mit herzlicher Freude empfangen worden war.

Littas rote Locken ließen sie zwar sehr verändert erscheinen. Aber für jemand, der sie gut kannte, wäre die Verwandlung doch durchscheinend gewesen.

Roland fand bei seinen Genossen genug zu tun, er achtete nicht darauf, wer in der Nähe saß. So konnte Litta unauffällig ihren Platz wechseln; sie saß jetzt so, daß sie den jungen Leuten den Rücken zuwandte. Trotzdem beeilte sie sich mit ihrer Mahlzeit, zahlte und ging, innerlich beunruhigt, ins Hotel zurück.

In ihrem Zimmer steckte sie sich eine Zigarette an und begann zu überlegen: „Wovor fürchte ich mich eigentlich? — Dieser Junge weiß so wenig wie sonst jemand, was am dreizehnten Mai geschehen ist. Am dreizehnten Mai, diesem Unglückstag! Heut ist der dreizehnte August. Da

soll man dann nicht abergläubisch werden! Sicher ist wieder irgendwas im Gang; vielleicht steht mir Schlimmes bevor."

Sie spähte hinter der Gardine hinunter auf den Platz, wo die Schüler lustig tafelten. Die würden wohl nicht lange dableiben; dann konnte sie immer noch den herrlichen Nachmittag auf dem See verbringen.

Am nächsten Morgen wollte sie wieder zurückfahren und sich erkundigen, wo Valer Bürsen jetzt lebte und wie es ihm ging. Traf sie in Berlin mit Argano zusammen, so lag nichts daran; sie war ihm keine Rechenschaft schuldig. Sie fürchtete ihn nicht, der, ohne es ihr zu sagen, längst die Geschichte mit dem verschwundenen Halsband ausgekundschaftet hatte.

Die Perlen an Littas Hals, das ungewöhnlich schöne Schloß und eine unbedacht geäußerte Bemerkung der alten Köchin Berta hatten ihn auf die richtige Fährte gebracht.

Berta hatte ihre Herrin eines Tages gefragt, ob sie nicht zu einem bestimmten Kleid, wie sonst gewöhnlich, die Perlen anlegen wolle. Kornelia hatte nur ganz nebenher erwidert, daß man sie gestohlen habe. Auf entrüstete Fragen und Ausrufe der Alten hatte sie geantwortet, sie möge nichts mehr darüber hören oder reden; das Halsband sei eben fort, und der Verlust sei überwunden. Berta erzählte das der Gärtnersfrau, die hatte es ihrer einzigen Freundin am Ort, der Butterfrau, gesagt, und so war es durchgesickert.

Von alledem ahnte Litta nichts. Sie hatte Argano vorgelogen, die Perlen wären ein Geschenk Joe Millers. Man wußte aber in den Barkreisen, daß sie schon vor dieser amerikanischen Bekanntschaft die auffallende Kette getragen.

Am Sonntagvormittag stand der Argentinier, sich auf seine briefliche Anmeldung berufend, wieder vor der Tür der Villa.

Färber empfing ihn mit den Worten: „Die gnädige Frau empfängt nicht.“

„Ich bin angemeldet bei ihr.“

„Die gnädige Frau empfängt nicht.“

„Auch dann nicht, wenn ich Nachricht bringe, wo sich ihre Perlenkette befindet?“

Färber wiederholte: „Die gnädige Frau empfängt nicht.“

Rodrigo stieß einen spanischen Fluch aus, drehte sich um und ging fort.

„Diesmal,“ sagte Färber, „trug er bessere Schuhe.“

Kornelia berichtete Hubert von dem Vorfall, und Hubert rief Birkitz deswegen an.

Birkitz sagte: „Das ist sehr wichtig, Herr Doktor. Ich werde sofort die Spur aufnehmen. Wenn Herr Bürsen auf diese Weise entlastet würde, bekämen wir ein anderes Bild. Sie hören von mir, sobald ich etwas zu melden habe.“

Valer Bürsen lag unter den schwer mit Früchten behangenen Apfelbäumen in Vater Hases Garten.

Nicht weit von ihm saß in einem aus Rohr geflochtenen Armsessel Lenelotte und stickte. Sie lächelte vor sich hin; es fiel ihr eben ein, was Roland über diese Weißstickereien gesagt hatte: man schneide unnötigerweise Löcher in den Stoff und stopfe sie dann mühsam wieder zu.

Dann und wann schaute sie zu Valer hinüber, der zusehends ein wenig lebhafter wurde. Die Fortschritte waren gering, aber man konnte sie nicht übersehen. Zuerst erinnerte er sich allerdings nur an Kleinigkeiten, die am



Familienfreuden
Nach einem Gemälde von Hugo Kauffmann

Tage vorher seine Aufmerksamkeit irgendwie erregt hatten. Die Erinnerung an einen spielenden Hund, einen vorüberfahrenden Dampfer oder ein Kind, das Ziegen am Zaun vorbeigetrieben hatte, blieben in seinem Gedächtnis haften.

Zuerst sprach er stockend, mühsam nach Worten suchend, von anderen, weiter zurückliegenden Ereignissen.

Hubert Jager kam mehrmals in der Woche und gab sich mit dem Kranken ab. Wie gewöhnlich ergriff Valer Jagers Hand und legte sie sich über die Stirn.

„Sehen Sie!" rief Lenelotte, „er fühlt, was ihm gut tut! Meine Hand schiebt er fort, wenn ich sie ihm auf die Stirn lege. Die Berührung Ihrer Hand möchte er am liebsten dauernd fühlen."

„Leider kann ich ihm nur wenig Zeit widmen. Nun, jedenfalls sieht man schon jetzt, wie wohl ihm in dieser köstlichen Luft hier ist. Sogar eine kleine Liegehalle für Regenwetter haben Sie errichten lassen? Sie sind ein gutes Mädchen, Lenelotte."

Verlegen sagte sie: „Ach, die kleine Holzbude hat Vater mir nur machen lassen, weil ich sonst bei langem Regenwetter übellaunig war; ich bin gern in frischer Luft. Vater kann es nicht vertragen, wenn ich schlecht gelaunt bin; ich soll immer fröhlich sein."

„Er hat recht. Wir alle sollten heiterer sein. Nun pflegen Sie unseren Kranken gut. Hier von diesen Körnchen geben Sie ihm dreimal am Tage drei Stück in Wasser aufgelöst."

„Ist das nicht ein bißchen wenig?"

„Ach, Sie meinen, viel hilft viel? Nein, es kommt bei diesen Arzneien genau auf die Menge an. Also streng nach Vorschrift, bitte! Gäben Sie ihm mehr, das würde die Wirkung aufheben. Und dann vermeiden Sie, den

Kranken absichtlich aufzurütteln. Die Genesung muß langsam vor sich gehen. Es wäre wohl möglich, daß ganz unerwartet eines Tages das ganze Erinnerungsvermögen wieder lebendig würde. Dann sollen Sie ja nicht erstaunt sein und viel darüber reden. Geben Sie auf jede Frage ruhig Antwort. Über jeden auffallenden Fortschritt geben Sie mir Nachricht. Verstanden, kleine Schwester?"

Lenelotte nickte eifrig.

Hubert Jager ging heimwärts.

Die Sonne schien auf den saftigen Rasen, der noch vom Nachttau feucht war.

Lenelotte saß so, daß Valer sie nicht sah, sie aber ihn gut beobachten konnte.

Seine Augen waren weit offen. So schaute er träumerisch in den tiefblauen Himmel, den man da und dort durch die dichten Zweige sah.

Die Hitze stieg; man empfand sie aber hier nicht lästig, weil feuchte Luft vom See heraufwehte.

Ab und zu fiel ein Apfel mit gedämpftem Laut zur Erde. Vögel sangen.

In diesem tiefen Frieden löste sich langsam die seelische Lähmung, die auf Valer so lange gelastet hatte.

Er konnte sich freuen an allem, was ihn umgab. Manchmal huschte ein Lächeln über seine Züge, die in ihrer Schönheit so unwiderstehlich anziehend wirkten.

Lenelotte sah es auch jetzt wieder, aber sie rührte sich nicht in ihrem Sessel.

Der Postbote ging am Zaun entlang und rief gemütlich hinüber: „Fräulein Hase, wollen Sie mir die Post abnehmen? Ich könnte dann hier gleich umkehren."

Unwillig über die Störung lief sie hin und nahm ihm ein Päckchen ab. Es waren wieder Briefe von Übersee,

adressiert nach Villa Kornelia und von dort hierhergesandt.

Valer wandte den Kopf und blickte Lenelotte fragend an.

Sie ging zu ihm.

„Briefe für Sie, Herr Bürsen. Soll ich sie auch wieder zu den übrigen legen?"

Er griff langsam und unsicher danach, worüber sie unbändige Freude empfand. Nun hielt er die Briefe in der Hand, warf einen Blick darauf, ließ sie aber wieder fallen. Sie lagen unbeachtet auf dem Rasen.

„Roland kann sie verwahren," sagte Lenelotte, „er wird ja wohl heute nachmittag kommen."

Zufrieden sagte Valer: „Roland. Ja. Gut."

Lenelotte dachte: „Es wird alle Tage ein klein wenig besser. Wenn er nur schon so weit wäre, daß er sich an die Zeit vor dem Unglückstag erinnerte."

In diesem Augenblick fragte Valer zu ihrem Erstaunen: „Wo ist Frau Doktor Lütthus?"

Ohne Zögern antwortete sie: „Dort drüben. Sie können die Villa Kornelia von hier aus sehen."

Er wandte den Kopf nach links und richtete sich ohne Hilfe ein wenig auf.

Nun sah er das weiße Haus auf dem Hügel. In seinen Zügen glaubte Lenelotte ein mühsames Sinnen zu erkennen.

„Villa Kornelia, Villa Kornelia," murmelte er. Immer wieder sprach er diese Worte. Da er sich vorher an Frau Doktor Lütthus erinnert hatte, war vielleicht zu erwarten, daß er an noch mehr damit zusammenhängende Vorgänge denken könnte. Lenelotte ward es ängstlich zumute. Wenn ihn nur jetzt nicht eine plötzliche Erregung überfiel. Sie traute sich jede körperliche Pflege zu; aber

wie sie sich bei einem solchen Anfall verhalten sollte, das wußte sie nicht.

In ihrer Ratlosigkeit lief sie ins Haus, um an Jager zu telephonieren. Sie tröstete sich, der Kranke werde ja nicht gleich in Raserei fallen oder flüchten. Er fühlte sich ja wohl hier, und ihre Besorgnis war vielleicht übertrieben.

Für alle Fälle war ja der Vater unterrichtet, der eben vorn im Garten arbeitete.

Indes Lenelotte am Telephon unendliche Geduldsproben zu überwinden hatte und Herr Hase Rosen beschnitt, schlich vom Wasser herauf eine zierliche Gestalt in blauem Leinenkleid, die Böschung zum Garten empor und stand, noch unbemerkt von Valer, an der Hecke, die hier den Obstgarten abschloß.

Sie trug einen enganschließenden blauen Schleier, so daß man die roten Locken nicht sah. Litta sah wieder aus wie einst. Sie wollte den ersten Versuch wagen, den verlorenen Geliebten zu sehen.

Zum Glück war er allein. Aber ihr blieben nur wenige Minuten; sobald sich vom Haus her jemand blicken ließ, mußte sie schnell den dichten Schleier, der jetzt nur ihr Haar verbergen sollte, vor das Gesicht ziehen und wegeilen. Sie bückte sich tiefer hinter die Hecke.

Mit schmeichelnder Stimme rief sie Valer beim Namen. Er schrak zusammen und sank zugleich zurück in liegende Stellung.

Litta erschrak. Sollte er ohnmächtig werden? — Sie zitterte; seine Schönheit und Hilflosigkeit erregten sie tief.

„Valer!" sagte sie nochmals weich und zärtlich. „Kennst du mich noch, Valer?"

Sie lugte über die Hecke, nach der er hinstarrte. Nun mußte er sie doch erkennen. Sie stand doch nur wenige Schritte von ihm entfernt.

Es war, als zerteilten sich Nebelwände vor ihm. Dunkle Glut schoß in seine Wangen. Mit weitaufgerissenen Augen schaute er sie an.

Dann schnellte er vom Lager auf und schritt auf sie zu.

Aber in seinen Zügen lag so unbezähmbarer Haß und Abscheu, daß sie entsetzt fortstürzte. Sie rannte über die Böschung hinab, in jagender Eile am Wasser entlang, dann lief sie, gedeckt von schützendem Buschwerk, an einer andern Stelle wieder die Böschung hinauf.

Sie rannte, als sei der Tod hinter ihr her. „Er wird mich töten!" schrie es in ihr. „Wenn nicht jetzt, dann später einmal, gleichviel wann und wo! Fort, fort von ihm!"

In unsinniger Hast davoneilend, hielt sie erst still, als sie sicher war, daß niemand sie verfolgte.

Schwankend gelangte sie zu einem Fußweg, der zwischen Kiefern zur Fähre hinführte.

Eben sollte dort das kleine Motorboot abgehen. Sie kam noch rechtzeitig an, taumelte hinein und stützte sich erschöpft an das Geländer des Schiffes.

Valer war vor der Hecke zusammengebrochen. Der heftigen seelischen Erschütterung hatte sein geschwächter Körper nicht standgehalten.

Er fühlte etwas Heißes, Widerwärtiges in sich emporwallen, während ihn ein wirbelnder Schwindel niederwarf. Ein Blutstrahl drang aus seinem Mund. Die Sinne verließen ihn.

So hatte ihn wenige Minuten später Lenelotte gefunden.

Litta ließ sich durch seelische Erlebnisse nicht aus der Bahn werfen. Sie sah ein, daß sie Valer nicht mehr nahen dürfe. Einmal hatte sie ihn zu hassen vermeint, jetzt wußte sie, daß er sie haßte!

Das konnte gefährlich für sie werden. Und es war ein Gebot der Klugheit, sich möglichst weit von Valer Bürsen zu entfernen.

Noch am selben Abend reiste sie nach Baden-Baden. Von dort konnte sie leicht nach der Schweiz oder nach irgend einer anderen Richtung entkommen, falls der Boden zu heiß werden sollte.

In Baden-Baden trat sie als Mrs. Miller auf, da ihr Paß der Bequemlichkeit wegen von Joe Miller so bestellt und ausgefertigt worden war. Als sie am ersten Abend in großer Toilette in den Speisesaal rauschte, erregte sie das Aufsehen, das sie so über alles schätzte.

Mit Vergnügen bemerkte sie, daß mehr Herren als Damen anwesend waren, und daß einige der männlichen Gäste versuchten, mit der schönen Rotlockigen anzuknüpfen. Zunächst verhielt sie sich zurückhaltend. Sie hoffte, in einigen Tagen im klaren über die neue Umgebung zu sein.

Im Hotel behandelte man sie überaus artig.

Da sie sich nicht hochmütig gegen das Personal benahm, galt sie schon am nächsten Tage bei allen als „gute Nummer".

Niemand wunderte sich, als nach der Frühpromenade am Brunnen Mrs. Miller in Begleitung eines unternehmungslustigen Amerikaners zurückkam, der im selben Hotel wohnte und sie als Landsmännin angesprochen hatte.

„Daß Sie Deutsche sind, hätte ich nie gedacht! Sie sehen wie eine Amerikanerin aus."

Litta nahm das als Schmeichelei hin und erwiderte: „Mein Mann ist Amerikaner."

Mr. Monroe Bostly sah sie unsicher an. „Die Männer sind nicht schön bei uns. Darum lieben wir schöne Damen so sehr."

„Mein Mann ist ungewöhnlich schön. Sie werden ihn bald hier sehen."

Was Joe Miller für ein Gesicht gemacht hätte, wenn er diese Lobpreisung seiner äußeren Erscheinung gehört hätte, stellte sich Litta so komisch vor, daß sie lachen mußte.

Monroe Bostly fand Litta immer entzückender. „Sie machen sich über mich lustig," sagte er, „aber das schadet nichts. Wenn Sie lachen, sehen Sie aus wie eine kleine Mädchen. Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen nach dem Hotel zurückkehre?"

So waren sie bekannt geworden.

In der Fremdenliste las Litta, daß Bostly aus Kalifornien war. Nun kannte sie drei Amerikaner; alle wohnten so weit auseinander, daß keine Gefahr unliebsamer Bekanntschaft zwischen ihnen drohte. Graf del Argano war durch einen ganzen Kontinent von den Vereinigten Staaten Nordamerikas geschieden. Seinen Erzählungen nach war er in Argentinien eingewandert; er gab vor, ein Spanier von ältestem, vornehmstem Geschlecht zu sein.

Litta fiel es nicht leicht, als große Dame aufzutreten. Weder in der Invalidenstraße in Berlin noch in den Bars und Tanzdielen jüngster Vergangenheit hatte sie Vorbilder kennengelernt.

Nur Kornelia Lütthus hatte sie einiges abgeguckt: den liebenswürdigen, aber gemessenen Gruß, den ruhigen, nie hastigen Gang, den Ton, in dem man Befehle an die Dienerschaft in Form von Bitten aussprach.

Monroe Bostly brachte Litta Blumen und Konfekt, lud sie zu Autofahrten ein, die sie ausschlug; sie betonte, daß sie nur in Damengesellschaft Ausflüge zu machen gedenke.

Litta fand bald, daß Damenbekanntschaften nicht so

leicht zu schließen waren. Als sie nach acht Tagen entschlossen war, Monroe Bostly etwas mehr entgegenzukommen, geschah etwas Unerwartetes.

Umringt von einem halben Dutzend von Kavalieren, sah sie vom Bahnhof her in einem offenen Wagen einen neuen Gast mit vielen Koffern ankommen.

Es war Joe Miller.

Litta wandte ihren Sonnenschirm so herum, daß sie ganz darunter verborgen war. Dann markierte sie eine kleine Fußverletzung, um sich sofort umwenden und ins Hotel flüchten zu können.

Sie hinkte ein wenig, lehnte aber ab, sich von einem ihrer Begleiter stützen zu lassen.

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Joe Miller stieg aus.

Sie murmelte unwillkürlich ein paar unverständliche Worte.

Die Kavaliere fragten, was sie wünsche.

„Ich sagte, mein Fuß schmerze doch sehr. Ich werde heut nicht mehr ausgehen."

Ungesehen kam sie in ihr Zimmer, warf Hut und Schirm in die Ecke und lachte unbändig. Sie lachte so laut und so lange, daß es fast krampfhaft klang.

Sie legte sich auf das Ruhebett und überdachte, was nun am besten zu tun sei. Bald war ihr Plan fertig.

Die Manschettenknöpfe und die Perlennadel lagen noch in ihrem Schmuckkasten.

Sie nahm sie heraus, wickelte sie sorgfältig in mehrfache Lagen Seidenpapier und siegelte das Päckchen zu.

Dann nahm sie eine ihrer Visitenkarten und schrieb darauf:

„Mrs. Litta Miller

freut sich, ihren teuren Ehegatten endlich wieder begrüßen zu können, und bittet um seinen Besuch."

Sie dachte: „Wenn er jetzt ausreißt vor mir, bin ich allerdings die Kostbarkeiten los. Das wäre schade. Aber Monroe Bostly wird mir schönere schenken, wenn ich will. Reißt der dicke Joe nicht aus, dann blüht mein Weizen! Dann halte ich ihn fester als vorher. Dann soll er mir auch nicht mehr davon loskommen."

Sie ging in die Halle, wo an der Fremdentafel der Name des neuen Gastes stand. Seine Zimmernummer war im selben Stockwerk, wo Litta wohnte.

In dieser Etage standen Pagen zur Bedienung der Gäste. Sie winkte einem Jungen mit hübschem, klugem Gesicht.

„Trage dies Päckchen zu dem Herrn auf Nummer 252. Gib es ab und sage, Mrs. Miller schicke es, und komme sofort wieder zu mir."

Der Page nahm den Geldschein aus ihrer Hand und eilte fort. Drei Minuten darauf stand er wieder vor ihr und berichtete, der Herr sei so überrascht gewesen, daß er kein Wort gesprochen habe.

Litta kannte den dicken Joe. Sie wußte, daß er erstaunlich rasch handeln konnte, wenn er wollte. Daß er das jetzt tun würde, stand für sie fest.

So zog sie in ihrem Zimmer das reizendste, weißseidene Gewand an, das sie besaß, stellte einige Rosensträuße auf die Tische und legte sich auf das Ruhebett. Der rote Lockenkopf ruhte auf seidenen Kissen. Eine illustrierte Zeitschrift lag auf ihrem Schoß.

Litta hatte richtig gerechnet.

Sie hörte dumpfe Schritte auf dem dicken Läufer. Die äußere Tür ging auf; nun klopfte es an der inneren.

„Herein, old boy!" rief sie. Spitzbübisch schelmisch sah sie aus, als Joe über die Schwelle trat mit gewollt strenger Miene und einer Falte zwischen den Augenbrauen.

Er rief: „Well, ich erkläre, du bist doch das dreisteste Stück Unverschämtheit, das ich je im Leben gesehen habe."

„Schlechtes Deutsch," kritisierte sie. „Du mußt nicht so wörtlich übersetzen. Freust du dich nicht, deine liebe Frau hier begrüßen zu können?"

„Frau?"

„Selbstverständlich. Ich werde doch nicht als Fräulein von Osten auftreten, wenn ich deinen ehrenvollen Namen führen kann. Komm nur ein bißchen näher, Dickerchen! Du willst doch nicht ewig an der Tür stehen bleiben?"

„Hast du keine Angst, du?"

„Keine Spur. Warum sollte ich denn? Wir haben uns in Berlin gezankt. Das kommt in den besten Ehen vor. Du bist mir hierher nachgereist, wir wollen uns also wieder vertragen."

„Du ... du ausgekochte ... Nein! Es ist unerhört!"

Litta warf eine Rose nach ihm.

„Man schimpft nicht, wenn man ein galanter Yankee ist. Wer hat dir übrigens verraten, daß ich hier bin?"

„Niemand! Ich wollte heimreisen, nur zuvor noch die größte Hitze abwarten. Diese Stadt kenne ich nicht, man sagte mir, es sei nett hier. Deshalb kam ich her."

„Ich bin vorausgereist und habe aus Vorsicht deine besten Schmuckstücke in Verwahrung genommen. Du siehst, es ist ihnen nichts geschehen. Ich habe hier als Mrs. Miller schon sehr angenehme Bekanntschaft gemacht; wir müssen nun weiter als Ehepaar gelten. Fällt dir das so schwer?"

Er kam ein paar Schritte näher: „Um ein Haar hätte ich dich angezeigt, meine Liebe!"

„Dazu bist du viel zu galant."

Er erwiderte etwas, was nichts weniger als galant klang; kam aber noch näher und saß bald neben ihr.

Die Falte auf seiner Stirn war verschwunden. Am selben Abend rauschte Litta an seinem Arm in den Speisesaal und stellte ihn ihren Freunden vor: „Mr. Miller, mein Gatte. Ich erzählte Ihnen ja, daß ich ihn erwartete. Wir können nie sehr lange ohne einander leben.“

Monroe Bostly fühlte sich bitter enttäuscht, ward aber bald wieder glänzender Laune, als an diesem Abend Littas kleiner Lackschuh sich auf den seinen verirrte.

Es war nur ein flüchtiger Augenblick, aber Monroe Bostly dachte beseligt: „O diese Frauen! Alles macht ihnen nur Spaß, wenn ein bißchen Gefahr dabei ist! Solange sie allein hier war, benahm sie sich überkorrekt. Und nun, wo der Gatte da ist, fängt sie die echte Art von Flirt an. Mir soll's recht sein. Mr. Miller aus Ohio, ich denke, wir werden uns von Ihnen nicht stören lassen. Sie sehen nicht besonders furchterregend aus.“

Zu Joe sagte Litta noch an diesem Abend: „Ein unterhaltender Junge, dieser Bostly. Er ist hoffnungslos verliebt in mich.“

„Hoffnungslos?“ wiederholte Joe schmunzelnd.

Litta legte ihre Arme um seinen Hals und sagte schmeichelnd: „Habe ich denn zwei Herzen zu vergeben? — Eins habe ich doch nur, und das gehört dir. Glaubst du das nun endlich?“

Joe Miller war gewillt, das zu glauben. Doch zog er nicht so kühne Folgerungen daraus wie Litta.

„Mrs. Miller bin ich und Mrs. Miller denke ich zu bleiben,“ sagte sie bei sich. „Ich muß Joe beibringen, daß er der gleichen Meinung ist.“

An Valer Bürsen dachte sie nicht mehr. Um aber ganz sicher zu sein, daß sie nichts mehr von ihm zu fürchten habe, wollte sie über den Ozean reisen. Eile war vielleicht nötig. Denn da Valer sie erkannt hatte, standen alle

Möglichkeiten offen für Strafanzeige, Verfolgung, Gefängnis und noch Schlimmeres ...

Litta schüttelte sich unter der weichen Daunendecke vor Grauen. Joe murmelte schlaftrunken: „Was hast du denn, mein Kätzchen? Friert dich? Hast du dich erkältet?"

Sie antwortete unverständlich, als schliefe sie schon.

Sollte es ewig so weitergehen, hin und her geschleudert zwischen geheimen Schreckbildern und der vorsichtigen Haltung harmloser Unschuld?

Ihr graute von neuem.

In einem Saal des Bankpalastes der „Berolina" tagte eine kleine, erlesene Versammlung.

Der Senior des Vorstandes hatte eben kurz und eindringlich zusammengefaßt, was bisher gesagt worden war. Viele Worte waren nicht mehr nötig, weil seit Monaten jeder sich mit der Angelegenheit beschäftigt hatte und alle wußten, daß diesmal nicht nur Gewinn für die Aktionäre in Frage kam. Jeder wußte, daß es sich um eine Ehrensache handelte. Der Vorstand schloß seine Rede mit den Worten: „Meine Herren, wir wissen, daß eine Leuchte der Wissenschaft, wie Herr Doktor Jager, nicht auf Gewinn für sich ausgeht. Das hat er oft genug bewiesen. Herr Doktor Jager ist entschlossen, der Allgemeinheit sein neues Heilmittel zu übergeben. Daß es höchst wertvoll ist, meine Herren, das kennen wir aus zahllosen Gutachten und Artikeln in allen Fachzeitschriften der Welt. Unsere Gesellschaft wird mit der Übernahme des Mittels eine bahnbrechende Tat zu verzeichnen haben. Wir können damit beweisen, daß das Kapital nicht für Einzelinteressen arbeitet, sondern zum Nutzen der Allgemeinheit. Wir nehmen für uns nach Abrechnung aller Herstellungs- und Vertriebskosten nur ein Zehntel

des Gewinnes in Anspruch. Wir werden zu hören bekommen, daß wir weltfremde Idealisten und schlechte Kaufleute sind. Wir lassen uns dadurch nicht beirren. Wenn ein Mann wie Doktor Jager der leidenden Menschheit so großmütig und selbstlos ein Geschenk macht, so beschämt er uns alle, die wir Gewinn davon haben. Wenn die Herren nun noch etwas gegen dieses Projekt einzuwenden haben, bitte ich, sich zu äußern."

Niemand widersprach.

Hubert Jager hatte mit unbewegter Miene sowohl die Lobpreisungen wie die vorhergehenden geschäftlichen Verhandlungen angehört. Er war froh, erreicht zu haben, was er erstrebte.

Sein Heilmittel würde im großen hergestellt werden, in einem Laboratorium, das unter seiner Aufsicht stand. Gustav Barteneck hatte ihm seinen besten Chemiker zugeteilt, einen strebsamen Mann, seine zuverlässigste Kraft.

Der Tag, an dem Hubert den Vertrag geschlossen hatte, sollte besonders gefeiert werden. Roland war stundenlang in Haus und Garten umhergelaufen und hatte im Speisezimmer alles aufs schönste hergerichtet.

Für fünf Personen war gedeckt, denn Waldemar Birkitz und Lenelotte waren miteingeladen.

Ein Wärter aus der Klinik blieb für diese Stunden bei Valer, der nicht mehr schwerkrank war, sondern sichtlich immer mehr der Genesung entgegenging.

Die unerwartete Erschütterung, die ihn vor kurzem im Garten betroffen, hatte eine starke Veränderung seines Zustandes bewirkt.

Der Blutsturz, der zuerst begreifliche Unruhe hervorgerufen, hatte sich als nicht gefährlich in seinen Folgen erwiesen.

Wenn Roland in dankbarer Freude über Lenelottes

Krankenpflege die Einladung zu diesem Festabend bewirkt hatte, so war er doch nicht gesonnen, seine abwehrende Haltung gegen das jugendliche weibliche Geschlecht aufzugeben. Für ihn gab es Wichtigeres zu tun. Seine Reifeprüfung stand für kommende Ostern bevor. Vorher sollte und mußte aber Klarheit in den Wirrwarr vom dreizehnten Mai gebracht werden. Blieb ihm da noch Zeit, sich um Mädchen zu kümmern, auch wenn sie sich anscheinend vernünftiger benahmen?

Krispin lief die Treppen auf und ab. Niemand sah ihm an, daß ihn eine große Sorge beschäftigte. Er hatte heute nacht Eulen schreien und Hunde heulen hören. Das bedeutet einen Todesfall! Krispin war bereit, darauf jeden Eid zu leisten. In seiner masurischen Heimat kannte man die Bedeutung solcher Vorzeichen nicht bloß vom Hörensagen; dort lebten genug Leute, die selber schon einmal dies und jenes Schauerliche oder Wunderbare erlebt hatten. Nach drei Tagen würde sich's ja zeigen!

Heute galt es, den Lebenden einen frohen Abend zu bereiten. Der Alte ließ sich willig von Roland befehlen, der vor Eifer glühte.

Nach Tisch war er auf dem Rad hinübergesaust zur Villa Kornelia und hatte heimlich den Gärtner aufgesucht; der mußte ihm aushelfen mit violetten Blumen, von denen es daheim nicht genug gab.

Das Speisezimmer war vor Jahren, als die Mutter noch umhergehen konnte, violett ausgestattet worden. In der Wandbespannung, den Möbelbezügen und dem Teppich herrschte warmes Lila vor. Dazu stand das hellgraue Holz der Möbel wundervoll, an den Fenstern hingen seidene Vorhänge von lichter Fliederfarbe.

„In diesem Zimmer sieht Frau Kornelia am besten aus," dachte Roland. „Ich werde Girlanden aus lila

Astern aufhängen und auf das Tischtuch Klematis und Glyzinien legen. Herrlich wird das wirken."

Kornelias Gärtner gab dem Jüngling noch Orchideen aus dem Glashaus mit. Hier verblühten sie unbemerkt, denn die Herrin kam in letzter Zeit nur selten in das Treibhaus.

Bevor Roland wieder forteilte, nahm er sich noch Zeit, Berta zu begrüßen.

„Herrje, Rolandchen!" rief die Alte erfreut. „Wo kommen Sie denn auf einmal her?"

„Na, ich kann doch nicht nach und nach herkommen!" spaßte er. „Haben Sie nichts Gutes für mich, Berta? Ich hab' aber größte Eile."

„Salzmandeln hab' ich gemacht, Rolandchen, wollen Sie die haben?"

„Ein paar nehme ich gern mit, Sie haben doch immer irgend etwas Besonderes für arme Reisende!"

Er aß das noch warme Gebäck und tanzte dabei aufgeregt umher. Kornelia sollte ihn hier nicht sehen.

Dann radelte er im Saus zurück nach dem Waldhaus.

Die Tafel war von Krispin sorgsam gedeckt worden, Astergirlanden umkränzten die drei alten Ölgemälde der verstorbenen Ratsherren Jager.

Den runden Speisetisch hatte Roland auf drollige Weise geschmückt. Als er fertig war, zeigte sich ein Drudenfuß aus Klematisblüten, dessen Spitzen je einen der fünf Teller berührten.

Roland trat vor und zurück, richtete und verbesserte immer wieder etwas.

Da hörte er den leichten, ruhigen Schritt des Vaters, der die Treppe heraufkam. Er fragte: „Seid ihr fertig? In einer halben Stunde werden unsere Gäste da sein."

„Vater, du siehst so glücklich aus, ich muß dich umarmen."

Er umhalste seinen Vater so heftig, daß dieser den stürmischen Jungen abwehrte.

Als die Damen eintraten, staunte Roland über das weiße, schlichte Kleid Lenelottes. Sie hatte keinen Schmuck angelegt, nur eine schwarzrote Rose steckte seitwärts in ihrem Haar.

„Sie sind wirklich bildungsfähig," lobte Roland. „Früher hätten Sie sich lauter bunten Klimbim angehängt."

„Alles zu seiner Zeit! In ein Boot gehört bunter Klimbim, der zu den Wimpeln paßt. Wenn einem die Ehre zuteil wird, im Jagerhaus eingeladen zu sein, zieht man sich hübsch bescheiden an. Ach, wie wundervoll Frau Kornelia aussieht."

Kornelia trug ein weißes Kleid aus besticktem Chinakrepp, das am Hals mit einer Brillantagraffe abschloß. Durch ihr blondes Haar zog sich eine brillantenbesetzte Spange.

Zuletzt kam Birkitz, tadellos elegant angezogen. Er sah zum erstenmal Kornelia in der Nähe und fühlte sich seltsam betroffen von ihrer Schönheit.

Während des Mahls berichtete Jager über die Sitzung am Vormittag und eine Konferenz, die er mit Barteneck am Nachmittag gehabt.

„Barteneck ist ein gutmütiger Mann. Und ein Mensch, dem das Glück hörig zu sein scheint. Alles, was er anrührt, wird zu Gold."

Kornelia lächelte. „Da kann sich seine Frau freuen. Ihr Ideal ist es, drei Autos für sich zu haben und jeden Tag ein neues Kleid anzuziehen."

Roland spöttelte: „Macht dreihundertfünfundsechzig Kleider im Jahr und ebensoviel Paar Schuhe dazu? Mit solchen Wünschen sollte mir eine Frau mal kommen."

Lenelotte sagte: „Eine Frau, die für Sie recht wäre, gibt es in der Welt gar nicht."

Birkitz lächelte über das Geplänkel der jungen Leute, das damit noch nicht zu Ende war. Das gesunde, frische Mädchen gefiel ihm.

Kornelia sprach wenig während der Mahlzeit, sie stand unter dem Druck eines bangen Vorgefühls. Ihr war zumute, als ob Birkitz nach Tisch etwas vorbringen werde, was sie wieder in den Bann der Vergangenheit zwingen würde. Oder fürchtete sie sich davor grundlos? Hubert hatte gewiß zartsinnig vorgesorgt, daß die leichte festliche Stimmung nicht gestört wurde.

Sie trank nicht viel von dem alten Wein und noch weniger Sekt, den Lenelotte ohne Ziererei genoß.

„Ich kann eine Menge davon vertragen," sagte sie. „Vater meint, das läge im Blut, denn er stammt aus einer Kölner Gastwirtsfamilie, die erst vor hundert Jahren das einträgliche Gewerbe aufgab und sich in der Mark ansiedelte. Wir besitzen alte Familienpapiere, um die uns manch junger Adel beneiden könnte."

Sie beobachtete ihren Nachbar, den Detektiv. Birkitz verblüffte sie geradezu, als er unerwartet fragte: „Haben Sie die Dame im blauen Leinenkleid wiedergesehen?"

„Welche Dame? Wen meinen Sie?"

„Hat Herr Bürsen nichts von ihr erzählt?"

„Bürsen? — Von einer Dame? — Kein Wort!"

Birkitz lächelte. Der Kranke wußte also schon Unterschiede zu machen, wem er etwas erzählte und wem nicht. Mit Roland hatte er über diese Person gesprochen. Eine Dame im blauen Leinenkleid hatte Bürsen im Garten angerufen. Wer das gewesen war, wußte niemand. Valer sagte es nicht.

Roland spöttelte. „Es ist auch nicht ratsam, jungen

Mädchen allzuviel zu erzählen. Valer habe damit bewiesen, daß er klug sei."

Lenelotte nahm das übel.

„Wenn Sie etwas wissen, Roland, und es mir nicht sagen, so ist das nicht ehrlich. Herr Birkitz fragt mich nach einer blauen Dame, und dann sieht er Sie an, und Sie ziehen verständnisvoll die Augenbrauen hoch, das finde ich nicht hübsch."

„Wir wissen ja beide nichts," beruhigte Roland die Schmollende. „Gesehen hat niemand die Dame, und Valer kann ebensogut nur phantasiert haben."

„Das glaube ich nicht," sagte Birkitz. „Ich habe nachgeforscht. Eine Dame in blauem Leinenkleid mit blauem Schleier ist an diesem Vormittag nach dem anderen Ufer gefahren."

„Wie sah sie aus?" rief Lenelotte lebhaft. „War sie rothaarig?"

Der Detektiv sagte: „Sie denken an die rothaarige Reiterin, über die Bürsen einmal so erschrak? Nicht übel! Sie haben Talent für meinen Beruf. Aber die Dame hatte ihren Schleier so fest um den Kopf gewickelt, daß man nichts von ihrer Haarfarbe sehen konnte."

Nach der Tafel wollte Hubert bei Mokka und Zigaretten noch eine Unterredung zwischen Birkitz und Kornelia herbeiführen.

„Die Jugend ist entlassen!" sagte er heiter. „Roland, du zeigst Fräulein Lenelotte unseren Garten. Nachher begleiten wir die Damen bis zur Villa zurück, und du segelst mit dem Fräulein hinüber nach Seeblick."

Lenelotte rief übermütig: „Im Mondschein segeln! Davor fürchtet sich der steinerne Roland."

„Unsinn," wehrte Roland barsch ab. „Irgendwie heimkommen müssen Sie doch! Sie haben sich übrigens so

fabelhaft gemausert, daß man staunen muß. Wenn Sie so fortfahren ..."

„Was dann?" fragte sie ironisch.

„Dann gebe ich zu, daß meine Menschenkenntnis doch nicht ganz auf der Höhe ist."

Man lachte, als er mit einer tiefen Verbeugung die Tür aufriß, um Lenelotte den Vortritt nach dem Treppenhaus zu lassen.

Hubert wandte sich an Birkitz: „Sie wollten uns Neues über den argentinischen Grafen erzählen? Frau Lütthus hat ihn nicht empfangen."

„Das war richtig, gnädige Frau. Was er Ihnen erzählen wollte — ein Vorwand, Sie nochmals zu belästigen — das hat er nun mir berichtet. Sie sollen es gleich hören."

Ein unbehaglicher Ausdruck überschattete Kornelias Gesicht.

Birkitz bemerkte es und sprach weiter: „Ich spiele keine unaufrichtige Rolle, wenn es auch den Eindruck erwecken könnte, als sei es so. Argano kam zuerst als Auftraggeber zu mir, wahrscheinlich, wie er hoffte, um billiger fortzukommen als anderswo. Ich durchschaute ihn aber bald und zog mich zurück. Gestern traf ich ihn in einer Bar. Er saß mißmutig und aufgeregt da. Ich wollte ihn übersehen, aber er sprach mich an: ‚Sie kommen eben recht. Ich brauche eine Empfehlung, eine Einführung in den Gelben Klub. Können Sie mir die geben?'

Ich antwortete: ‚Sie wissen doch, daß ich mit Ihnen nichts zu tun haben will.'

‚In Geschäften kommen persönliche Gefühle nicht in Frage. Es handelt sich um ein gutes Geschäft für Sie. Halbpart von meinem Gewinn.'

‚Sind Sie sicher, daß Sie gewinnen werden?'

‚Am Roulett? Todsicher!'

‚Was Sie sagen! Dann wundert mich, daß Sie nicht längst als Millionär Ihr Leben genießen.'

‚Ich komme noch dahin! Mein System ist noch neu . . .'

‚Ach du meine Güte, ein System!'

‚Sie glauben mir nicht? — Fragen Sie doch Fachleute, ob nicht ein Mann, der das Roulett dreht, die Scheibe nach und nach in seine Gewalt bekommt. Er kann nicht gerade einzelne Nummern garantieren, aber Gruppen von Nummern. Wenn ich heute anfange — ich kenne den Mann, der das Roulett im Gelben Klub dreht — so bin ich in drei Tagen saniert. Halten Sie mit.'

‚Hol' Sie der Teufel,' sagte ich und ging weg. Ließ ihn aber nicht aus dem Auge. In einem Droschkenauto vor der Bar wartete ich, bis er herauskam, und folgte ihm nach. Wie erwartet, fuhr er mit der Straßenbahn bis zum Potsdamer Platz. Dort ging er in ein Café, in das ich zwei Minuten später ebenfalls eintrat. Als er mich sah, sprang er auf, kam erfreut auf mich zu und fing von neuem von seinem System an. Er war offenbar nicht abzuschütteln. Ich hätte ihn nochmals sitzen lassen, wenn ich nicht so scharf auf seine Perlengeschichte gewesen wäre. Ich ahnte, daß er augenblicklich ziemlich abgebrannt war, und ließ ihn, wie zufällig, meine wohlgefüllte Brieftasche sehen. Da biß er an.

‚Wenn Sie mir nicht zum Eintritt in den Klub verhelfen wollen, können Sie mir nicht eine andere gute Spielstelle nennen?'

‚Sie sind doch erfahren darin, Herr Graf. Seit Monaten spielen Sie doch in ganz Berlin.'

‚Ich suche neue Lokale. Übrigens will ich nicht mehr lange hierbleiben. Aber zur Abreise brauche ich Geld.'

‚Sie haben doch gewiß Juwelen? — Wenn Sie die

verkaufen wollten, könnte ich Ihnen zu guten Preisen verhelfen. Besitzen Sie Perlen?'

‚Ich? — Wo sollte ich Perlen herhaben!'

‚Perlen sind doch ein Handelsartikel und stehen hoch im Preis. Ich sah Sie einmal in Gesellschaft der sogenannten ‚Füchsin'. Die hatte Perlen! Fabelhaft.'

‚Jawohl! Gestohlene!' sagte er rasch.

Das Wort war ihm offenbar im Zorn entfahren, er mußte irgend einen Grimm gegen die Halbweltdame haben, daß er so etwas aussprach.

Begütigend sagte ich: ‚Wie können Sie so etwas behaupten.'

‚Ach was! Wenn ein ehemaliges Stubenmädchen solchen Schmuck trägt, kann man doch Schlüsse daraus ziehen.'

Zweifelnd sagte ich: ‚Wenn die Perlen nur echt waren. Ich bin der kleinen Person mit dem dicken Amerikaner zuweilen in Amüsierstätten begegnet; mir schienen die Perlen viel zu groß und zu gleichmäßig. Ich hielt sie für unecht. Und erst der massige Smaragd. Nein, das Zeug war wohl doch nur Plunder und Blendwerk.'"

Kornelia hatte bisher ohne besonderen Anteil zugehört. Nun merkte sie auf.

Birkitz sprach weiter: „Argano rief: ‚Der Smaragd ist echt! Ich bin Kenner und habe die Kette oft in der Hand gehabt. Ich stand in nahen Beziehungen zu der Dame.'

‚Das überrascht mich nicht. Ich sah Sie einmal zärtlich umschlungen in den Gärten von Sanssouci lustwandeln.'

‚Wie gesagt, ich bin Kenner! Und den Smaragd haben wir von einem Juwelier schätzen lassen; er ist allein ein Vermögen wert.'

‚Warum glauben Sie denn, daß die hübsche Person

den Schmuck gestohlen hat? — Könnte man sich da nicht eine gute Belohnung für Wiedererlangung eines so kostbaren Stückes verdienen?'

Kleinlaut sagte er: ‚Ich weiß nicht, wo die Kleine steckt.'

‚Ist sie Ihnen durchgebrannt?'

‚Ja, sozusagen.'

‚Wie heißt sie denn?'

‚Von Osten. Ein angenommener Name; an ihrem richtigen Namen kann Ihnen ja nichts liegen.'

‚Hören Sie zu, Graf Argano, ich verlange nichts umsonst. Sie sind augenblicklich knapp bei Kasse. Ich biete Ihnen hundert Mark für den richtigen Namen.'

‚Zweihundert,' knurrte er.

‚Bedauere.'

‚Teilen wir die hundert. Für hundertfünfzig sage ich Ihnen den Namen, bedinge mir aber die Hälfte der Belohnung aus.'

Ich mußte ihn nochmals enttäuschen, da ja gar keine Belohnung ausgeschrieben war.

‚Glauben Sie mir,' sagte ich, ‚es handelt sich bei mir nur um den Sport und nicht um das Geld.'

Ich wartete, bis er mir den Namen nannte. Die Dame mit dem offenbar nur rotgefärbten Haar war ein halbes Jahr Stubenmädchen und Zofe bei Frau Doktor Kornelia Lütthus. Sie heißt Melitta Ellert."

Hubert Jager rief: „Bravo, mein lieber Herr Birkitz!"

Kornelia atmete auf. „Dann war doch nicht Walter Bürsen der Dieb! Trotz dem Augenschein und dem Brief!"

Birkitz dachte, daß jede andere Dame sofort nur an die Perlen gedacht, irgend etwas vorgeschlagen hätte, sie wiederzuerlangen. Diese Frau aber empfand zuerst

Freude über die Entlastung eines Verdächtigten. Merkwürdig. Verbarg sich dahinter doch wärmere Zuneigung zu dem schönen Privatsekretär? — Man konnte nicht wissen ...

Hubert Jager dachte an seinen Sohn. „Wie wird Roland sich freuen! Er war so fest überzeugt, daß Bürsen unschuldig ist, unschuldig wenigstens in diesem Punkt."

Kornelia dachte an die Worte: „verbrecherischer Knecht". Der Sinn dieser Worte blieb noch aufzuklären. Vielleicht lag hier doch ein Anhaltspunkt, der die Möglichkeit bot, den verzweifelten Schritt zu erklären.

Birkitz wandte sich an Kornelia.

„Gnädige Frau? Wollen Sie nicht den Perlen nachforschen lassen?"

„Der bloße Gedanke daran ist mir unangenehm."

„Die dreiste Diebin darf aber nicht straffrei ausgehen. Die Perlen sind doch ein Erbstück, wenn ich nicht irre?"

„Ja, sie gehörten einst meiner Mutter. Ich will ruhig überlegen, Herr Birkitz. Erlaubt es Ihre Zeit, so bitte ich in den nächsten Tagen um Ihren Besuch."

Er verbeugte sich.

Jager war es lieb, daß Kornelia das Vertrauen teilte, das er Birkitz entgegenbrachte. Er war sicher, daß diesem Menschen bald noch mehr zu danken sein werde. Birkitz hatte sich die Aufklärung des Falles vorgenommen und würde gewiß nicht ruhen, bis alles geklärt war.

Als Kornelia nach einiger Zeit heimzugehen wünschte, begleiteten sie alle. In der mondhellen Nacht war der Weg durch Wald und Feld eine Erquickung. Es wurde nicht mehr viel geredet. Auch Lenelotte und Roland, die vorausschritten, sprachen wenig.

Birkitz fuhr mit beiden im Segelboot über den See, um vom anderen Ufer aus nach Potsdam zu marschieren.

Jager hatte sich am Fuß von Kornelias Hügel verabschiedet und wanderte, in Gedanken verloren, allein zurück.

Dies war eine Nacht, in der er gut arbeiten konnte. Und er wollte arbeiten, um eine steigende Unruhe zu beschwichtigen, die ihn gepackt hatte.

Er gab nichts darauf, daß Eulen schrien und Hunde heulten. Er war nicht abergläubisch. Doch ihn bedrückte ein Vorgefühl von nahendem Unheil.

Würde es wieder Kornelia treffen? Oder diesmal nur ihn allein angehen?

In San Franzisko saß um fast die gleiche Zeit in seinem Studierzimmer der vielgesuchte Arzt Scipio Killmory.

Fast weißes Haar umrahmte sein hageres Gesicht, das so gütig und durchgeistigt wirkte, daß man wohl das Vertrauen begriff, das ihm Kranke entgegenbrachten.

Heute hatte Killmory seine Korrespondenz vorgenommen, die zuweilen tagelang liegen bleiben mußte, wenn zu viele Leidende seines Rates und seiner Hilfe bedurften.

Ein Brief aus Deutschland war darunter, den er bis zuletzt zurückgelegt hatte. Alles, was ihn an seine Zeit im fernen Deutschland erinnerte, war ihm lieb und wert; aber nur selten lief von dort ein Schreiben ein. Er nahm den Brief und murmelte: „Kommt er aus München?“ Er trug den Stempel Berlin.

Killmory griff nach dem Falzbein, öffnete den Umschlag, nahm das Blatt heraus und las:

„Verehrter Herr Kollege!

Dieser Brief wird Ihnen Nachricht von jemand bringen, von dem Sie seit sechzehn Jahren wohl nie mehr hörten, den Sie sicher aber nicht aus dem Herzen verloren haben. Der Ihnen dies schreibt, ist ein Freund von Frau

Kornelia Lütthus, ein Freund, vor dem sie kein Geheimnis hat, der also auch weiß, welchen nie genug zu fühlenden Dank sie Ihnen schuldet.

Leider ist ein drohender Schatten aus jener Zeit jetzt über ihren Weg gefallen. Ein Argentinier, der den hochtönenden Namen führt ‚Conte del Argano-Sylvanno', droht ihr mit Enthüllungen. Er gibt sich für einen Freund des einstigen Gatten Kornelias aus und will, wie er vorgibt, das Schweigen dieses Mannes mit Geld erkaufen.

Ich brauche wohl kaum Kornelias Retter zu sagen, daß sie keine Enthüllungen zu scheuen hat. Aber ein Mensch wie dieser Nieperdink, oder Förster genannt, kann immer noch Pein und Schande genug über die zarte Frau bringen.

Hören Sie, was mich zu diesem Schreiben veranlaßt.

Vor kurzer Zeit hatte ich mich tief versenkt in Kornelias Münchener Leidenszeit mit dem schrecklichen Ende Trattenhöhs. Ich war körperlos gewissermaßen und doch vollbewußt Zeuge jener Vorgänge. Dabei stand auch Ihre Gestalt vor mir. Da mir durch Kornelias Aufzeichnungen alles bekannt war, wird Sie das nicht überraschen. Ich sah Sie plötzlich verändert vor mir. Sie schienen gealtert, Ihr Haar war weiß, und Sie schienen beschäftigt mit einem Kranken, an dessen Lager Sie standen. Das berührte mich überaus seltsam, und ich entschloß mich, sofort an Sie zu schreiben und Sie inständig zu bitten, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Haben Sie Nieperdink nie gesehen? Wissen Sie irgend etwas von ihm? — Wäre es möglich, daß er den Argentinier als Erpresser hierher gesandt hat?

Kornelia weiß noch nichts von diesem Brief, sonst würde sie die herzlichsten Zeilen hinzufügen.

Ich bin, verehrter Kollege und Freund, Ihr

Doktor Hubert Jager."

Lange saß Scipio Killmory vor diesen Zeilen, die er immer wieder las.

Der Brief war fast drei Wochen unterwegs gewesen; er war im Juli geschrieben; jetzt war es Mitte August. Seltsam war das. Unfaßbar!

Vor vier Wochen war in San Franzisko ein Kranker im letzten Stadium elendesten Siechtums eingetroffen, den wahnsinnige Angst vor dem Tod und ein ebenso starker Trieb, leben zu wollen, noch am Rand des Grabes zurückhielt.

Klemens Nieperdink, der in Buenos wieder unter anderem Namen lebte, war schon einmal, vor Jahr und Tag, damals in Buenos Aires, von Killmory als unheilbar bezeichnet worden.

Aber der von Schmerzen und seelischen Qualen zerrissene Mensch hatte nicht leben und nicht sterben können. Seinen letzten Besitz hatte er verkauft, um Geld für die Reise nach Kalifornien zu haben. Noch einmal wollte er den großen Arzt um Hilfe anflehen.

Scipio Killmory blickte schwermütig vor sich hin.

„So schreiten die rächenden Götter!“ murmelte er. „Langsam und unermüdlich, bis sie am Ziel sind. Und die Menschen glauben, ihnen entfliehen zu können! Vergeblich! Unerbittlich vollzieht sich das Geschick.“

Killmory erhob sich und überflog die Liste der Kranken, die er heute besuchen mußte. Ihm blieb nur eine knappe Stunde an diesem heißen Nachmittag, von unaufhörlich drängender Arbeit ein wenig zu ruhen. Wenn er Klemens noch aufsuchen wollte, mußte er auch die Ruhestunde opfern.

Für heute war das ein unvorhergesehener Krankenbesuch. Um Kornelias willen wollte er zu Klemens gehen, dem er keine Hilfe mehr bringen konnte. Er ließ sein

Auto vorfahren, nannte als Ziel einen armseligen Gasthof nicht weit vom Chinesenviertel und fuhr davon.

In Hubert Jagers Waldhaus hatten drei Nächte hindurch die gefürchteten Vorzeichen Krispin nicht ruhig schlafen lassen.

Am Morgen des dritten Tages ging die stille Pflegerin, die jahraus, jahrein die Leidende im Erdgeschoß betreute, verstört die Treppe hinauf und trat in das Studierzimmer.

„Herr Doktor," begann sie, stockte, hob die Hände empor und seufzte fassungslos.

Hubert sprang auf.

„Was ist geschehen?—Geht es meiner Frau schlechter?"

„Ich — ich weiß es nicht, Herr Doktor. Sie hat nach Ihnen gefragt."

„Gesprochen hat sie?"

Hubert lief an der Pflegerin vorbei und stürmte die Treppe hinunter.

Vor Marias Tür blieb er einen Augenblick stehen, nahm sich zusammen, um möglichst ruhig zu erscheinen, und trat ein.

Maria blickte ihm mit weitgeöffneten, klaren Augen entgegen, hob die Hand und flüsterte: „Ich war so bange um dich, Hubert."

Er umfing sie sanft, setzte sich auf den Bettrand und sagte: „Welche Überraschung! Welche Freude, meine Maria! Du kannst wieder sprechen? Du bewegst die Arme! Maria, ein Wunder ist geschehen."

Sie lächelte mild. „Wo ist Roland?" fragte sie leise. „Ist es noch nicht Mittag? Ich möchte ihn sehen."

„Er muß bald kommen, Maria. Ich bleibe bei dir, bis er kommt."

„Ach ja," sagte sie weich und wehmütig. „Bleibe bei mir — denn es will Abend werden."

Er erschrak.

„Ich will nur Krispin sagen, daß er Roland sofort schickt. Dann will ich auch Tropfen für dich holen."

„Danke! Ich fühle mich so gut, Hubert, jetzt, da du da bist. Komme gleich wieder, bitte."

Er ging leis und ruhig aus dem Zimmer. Draußen eilte er hastig über die Treppen hinauf.

Im nächsten Augenblick sprach er am Telephon mit Kornelia. „Bitte! Fahre sofort in die Stadt, hole Roland aus dem Gymnasium, bringe ihn so schnell wie möglich hierher."

„Hubert, was ist geschehen?"

„Maria — entweder sie ist plötzlich gesundet, oder sie stirbt."

Hubert eilte wieder hinunter in das sonnendurchflutete Krankenzimmer. Aus dem Garten klang Vogelgesang. Von den Heliotropbeeten unter dem Fenster strömte schwerer Duft herein.

Maria ließ sich höher betten und bat Hubert, dicht bei ihr niederzusitzen.

Sein Herz pochte so heftig, daß er fürchtete, sie könne es fühlen. Er hielt ihre Hände in den seinen und fragte so ruhig als möglich: „Sage mir, seit wann dir so leicht zumute ist."

„Ich danke dir! Du Armer, du warst immer, immer die Güte selber zu mir."

Langsam und herzzerreißend kamen die Worte von den farblosen Lippen. Hubert küßte ihre Hand. Sie fragte: „Wo bleibt Roland? Ist es noch nicht Mittag?"

„Gleich wird er kommen!"

Eine Weile schwieg sie. Dann sprach sie leise: „Wann

es mir besser ward? Heute früh, als die Sonne aufging. Ich sah sie aufgehen. Ich ging mit ihr auf."

„Warum hast du mich nicht gleich rufen lassen?"

„Ich wußte ja zuerst nicht, daß ich wieder sprechen konnte. Hubert, es ist doch schön, daß ich noch einmal sprechen kann!"

„Wunderschön, Liebes."

Sie ließ den Kopf zurücksinken und lächelte wieder. Hubert meinte noch nie etwas so unsäglich Schönes gesehen zu haben wie dieses Lächeln.

Ein Hauch von Farbe war in die abgezehrten Wangen gestiegen; die übergroßen Augen leuchteten heller.

Jetzt wandte sie den Kopf ein wenig zum Fenster.

„Roland kommt," flüsterte sie. „Er kommt. Aber es dauert noch ein Weilchen, bis er hier ist."

„Fühlst du gar keine Schmerzen, Maria?"

„Ich glaube nicht."

Hubert schwieg. Da war ein Licht auf der schmalen, von weißem Haar umrahmten Stirn; ein Licht, das fremd und geheimnisvoll anmutete, das alle Leidensschatten auslöschte.

Er konnte nicht mehr sprechen; sie erwartete es wohl auch nicht. Daß er bei ihr war, daß er ihre Hand hielt, daß Roland bald kam, war ja Glück genug.

Ab und zu atmete sie tief, als sei ihr die Luft zu dicht. Manchmal bewegte sie die Lippen, ohne daß ein Laut darüberkam.

Er beugte sich dann wie fragend vor; aber immer strich nur ihr Blick wie liebkosend über ihn hin. Nur einmal sprach sie leise: „Freund — es ist genug. Hubert, weißt du nicht? Wie hieß es doch?"

Er wußte, sie dachte wohl an Verse ihres geliebten Angelus Silesius, des mystischen Dichters. Er sprach die Worte:

„Freund, es ist auch genug; sofern du mehr willst lesen,
So geh und werde selbst das Wort und auch das Wesen."

„Ja," lächelte sie, „das meinte ich. Da ist Roland!"

Es dauerte aber doch fast zehn Minuten, bis das Auto vor dem Haus hielt.

Die Tür ging auf, Roland stand auf der Schwelle.

„Mutter!" stammelte er. „Mein Gott, Mutter!" Er sank vor dem Bett auf die Knie.

Es schien, als ob der unsichtbare Gewaltige, der ihr winkte, nur auf diesen Augenblick gewartet habe.

Maria legte ihre Rechte auf den blonden Scheitel, während ihre Linke mit krampfhaftem Druck Huberts Finger umspannte.

„Ich — gehe — voraus —" hauchte sie. „Wie wunderschön ist alles! — Lebt wohl! Ich liebe euch weiter. Seid glücklich. Sagt das auch Kornelia. Seid alle, alle gesegnet . . ."

Sie hob sich ein wenig empor, seufzte tief und sank leblos in die Kissen.

Maria Jager hatte ausgelitten. (Fortsetzung folgt)

Bilderrätsel



• • • • • • •

Schiebrätsel

Weltkugel, Höhenluft, Überlingen, Annaberg, General, Nördlingen.
Die angeführten Wörter sollen so untereinander gestellt werden, daß drei bestimmte Buchstabenreihen, abwärts gelesen, je einen deutschen Dichter nennen.

Auflösungen folgen am Schlusse des nächsten Bandes

Vor Schrecken starr

Von Hermann Radestock / Mit 12 Bildern

Bei unerwarteten und außergewöhnlichen Ereignissen, oder wenn etwas kaum Glaubliches erzählt wird, kann man gewisse Redensarten hören, die der Überraschung in bildhafter Weise Ausdruck verleihen: „Mir stockt das Blut in den Adern" — „Das Herz steht mir still" — „Ich bin vor Angst gelähmt", „zu Tod erschrocken" oder „vor Schreck erstarrt". War beim Erleben eines großen Schrecks oder beim Hören einer ergreifenden Nachricht das Gefühl stark erregt, so empfindet man tatsächlich ein augenblickliches Erstarren der Glieder. Im höchsten Grade seelischer Erregung kann es geschehen, daß jemand schwankt, die Hirntätigkeit wird gelähmt, und Ohnmacht löst die unerträgliche Überspannung der Empfindung. Wer hätte nicht gesehen, wie jemand sich in überraschenden Fällen des Erlebens oder beim Anhören „schrecklicher" Nachrichten benimmt. Unwillkürlich äußert sich der Schreck in Schutz- und Abwehrbewegungen mit Kopf und Händen. Die Augen werden geschlossen, man streckt die Hände vor und fühlt, wie sich Blutgefäße und Haut zusammenziehen, wie es uns kalt und heiß überläuft. Man schaudert und empfindet, wie die Sinne schwinden. Viele, die in solcher Schreckstarre schwere Verwundungen erlitten, versichern nachher, daß sie vor Schreck lange Zeit keinen Schmerz empfunden hätten. Ähnliche Zustände, das Erlahmen der Glieder, das Erstarren des ganzen Körpers, können aber auch ohne Einwirkung schreckhafter Erlebnisse herbeigeführt werden. Wird jemand hypnotisiert, das heißt künstlich, aber ohne Medizin zum Einschlafen gebracht, so

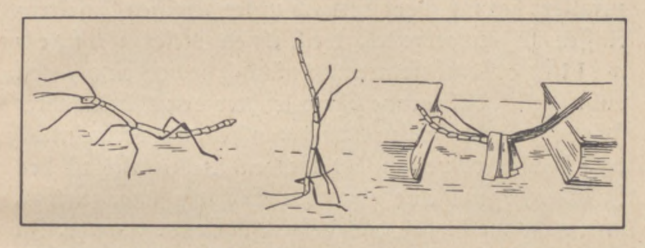
gelingt das am leichtesten, wenn man die Aufmerksamkeit ganz auf dieses Ziel richtet. Beim unverwandten, Minuten dauernden, scharfen Betrachten eines Gegenstandes gerät man immer mehr in eine, vielleicht ein wenig durch Neugier und Besorgnis geförderte „Erstarrung". Dieser Augenblick kann vom Hypnotiseur dazu benützt werden, uns zu versichern, daß wir nun einen Arm oder einen Fuß nicht mehr heben könnten. Und richtig, es ist so! Der Hypnotisierte ist nicht mehr fähig, seine Glieder zu bewegen; er schläft und schläft doch auch nicht; aber das Fühlen und Denken ist gelähmt; man kann nicht mehr selber urteilen und glaubt dem Hypnotiseur, was er sagt, man tut, was er anordnet und bestimmt. Zum Erwachen genügt leises Berühren, Anblasen oder ein Zuruf; das Bewußtsein kehrt wieder, und nur eine geringe Mattigkeit, wie man sie wohl auch nach der Unterbrechung des natürlichen Schlafes empfindet, erinnert daran, daß jemand, an „Leib und



Stabheuschrecke. Links in Schutzstellung an einem Blattstiel hängend, rechts in Ruhestellung sitzend. (Nach Mangold: Hypnose und Katalepsie bei Tieren)

Seele erstarrt", willenlos dem Hypnotiseur gehorsam gewesen war.

In Kreisen, wo es an Einsicht in die Zusammenhänge dieser Vorgänge fehlt, wo man annimmt, der Hypnotiseur sei eine Art dämonischer Zauberer, der andere Menschen durch seinen „Willen" zwingt, hört man oft versichern: „Mich kann keiner hypnotisieren!" Das wird von der Wissenschaft mit guten Gründen abgelehnt, zugegeben wird nur, daß es je nach Wesensart, Befinden



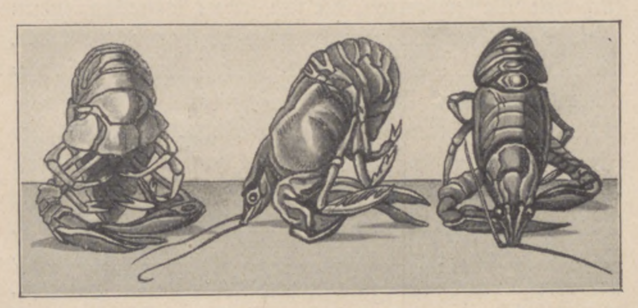
1. Erstarrte Stabheuschrecke mit ausgestreckten Vorderbeinen. 2. Auf den Kopf gestellt. 3. Im Starrzustand als „Brücke". (Nach Peter Schmidt)

und Alter schwerer fällt oder nicht, wenn jemand hypnotisiert werden soll. Das hat sich auch bei Versuchen an Tieren gezeigt. Nicht nur jede Tierart im allgemeinen, sondern jedes einzelne Tier einer Art neigt ganz verschieden, in einem Fall mehr, im andern weniger, zum Starrwerden. Derartige Unterschiede fand man sogar bei Insekten. Das Sinnesleben dieser Geschöpfe ist noch nicht so vollkommen erforscht, daß man viel Unbestreitbares und sicher Feststehendes über die durch ihr kleines Gehirn und Nervensystem gehenden Empfindungen behaupten könnte; ihr Leben ist zu kurz zum Sammeln selbständiger Erfahrungen; die niederen Tiere müssen sich mit ererbten Instinkten behelfen. Einer dieser Hauptinstinkte mancher

Arten veranlaßt sie zum Sichtotstellen bei jeder nur vermeintlich oder ernstlich drohenden Gefahr. Viele Tiere verlieren bei einem unerwarteten Angriff vor Schreck alles Bewegungsvermögen und das Bewußtsein und erholen sich allmählich wieder, um dann so rasch es gehen mag zu fliehen, nicht aber nach der gewöhnlichen Meinung, weil sie sich dann „einbilden“, der Feind sei nun fort. Vor nun bald dreißig Jahren schrieb Professor Preyer: Die Eigentümlichkeit, vor Schreck wie tot hinzufallen, hat sich wohl deshalb unter gewissen Insektenklassen so ausgebreitet, weil ihnen dieses unfreiwillige Komödiantentum nützlich geworden ist, weil unbeweglich daliegende Tiere leichter den Blicken ihrer Feinde entschlüpfen, und von manchen, als vermeintlich tot, überhaupt verschmäht werden. Jedenfalls ist den Insekten irgend eine dauernde Störung unangenehm, und man macht sich das bei Schädlingen zunutze. In den Getreidelagerhäusern hausen zwei höchst unwillkommene Käfer. Sie können sich auf längere Zeit totstellen; man kann sie Blausäuredämpfen aussetzen oder ins Wasser werfen. Im Wasser sinken sie wie tot zu Boden; fischt man sie aber wieder heraus, so kehren sie nach drei bis vier Stunden ins Leben zurück. Nur eins können sie nicht vertragen: fortgesetztes Umschaufeln des Getreides. Jetzt werden daher überall Rieselvorrichtungen in die Lagerhäuser eingebaut; die Käfer finden, daß jetzt ihr Erstarren nichts mehr nützt, verlassen die ungemütliche Nahrungsstätte und werden dabei abgefangen und getötet. Im allgemeinen bewahrt die unwillkürlich eintretende Schreckstarre solche kleine Tiere, die vielleicht vom Baum oder Strauch ins Gras oder auf den Boden fallen, vor der Vernichtung durch Feinde.

Manche große, aber unbeholfene Insekten, wie die

Stabheuschrecken, können aber auch absichtlich erstarren; diese Nachttiere hängen sich am Tage mit zwei Beinen an einem Zweig auf, legen die übrigen Beine dicht an den Körper, und es sieht nun so aus, als sei das Insekt ein abgeknicktes Zweiglein. Professor Peter Schmidt hat mit diesen Tieren zahlreiche Versuche angestellt, die beweisen, daß sogar so niedere Tiere wie Insekten durch zunächst künstlich herbeigeführte Schreckstarre in „echte Hypnose" versetzt werden können. Er schob einer Stab-



Flußkrebse im sogenannten magnetischen Schlaf. (Nach Preyer)

heuschrecke vorsichtig eine Pinzette unter den Kopf und bog diesen samt dem Vorderkörper nach oben. In dieser Stellung blieb das Insekt stundenlang; Beine und Fühler konnte man in alle möglichen unnatürlichen Stellungen bringen und aus seinem Körper eine kleine Hängebrücke herstellen. Schmidt sagt: „Wenn man ein solches Insekt vor sich hat, so bekommt man den Eindruck, daß es aus Wachs und weichen Drähten besteht; man kann ihm jede beliebige Lage und Stellung geben." Er bewies durch seine Hypnoseversuche, daß es nicht richtig ist, in den Insekten bloße „Reflexmaschinen" zu sehen, Tiere also, die ihre Handlungen rein zwangsmäßig nach äuße-

ren Sinnesreizen einrichten. Schmidt durchschnitt eine Stabheuschrecke so, daß der Vorderkörper zwei, der Hinterkörper vier Beine behielt. Das vom Gehirn getrennte Hinterstück blieb wohl, wie in Schreckstarre, einige Minuten auf den vier Beinen stehen, sank dann aber zusammen und zeigte keine Spur mehr von der für Hypnose bedeutsamen Wachsweichheit. Auf jede Berührung folgte ein Zucken der Beine, während der Vorderkörper noch nach drei Tagen echte Schreckstarre zeigte. Ein Versuch mit Wasserwanzen, die sich sofort totstellen, wenn man sie aus dem Wasser nimmt, ergab, daß solche Tiere, denen man das Gehirn zerstört hatte, sich nicht mehr totstellen konnten.

Anderseits gelang es, einen großen Hirschkäfer, der sich für gewöhnlich nicht so leicht totstellt, dadurch in Schreckstarre zu bringen, daß man ihn öfter aus geringer Höhe mit der Rückenseite auf die Tischplatte fallen ließ. Der Käfer reckte zuletzt alle Beine aufwärts und blieb mehrere Minuten ruhig liegen; nur seine Fühler zitterten. Erst nachdem man den Tisch erschütterte, kam wieder Leben in den Käfer, der sich nun umzukehren versuchte. Auch Krebse kann man vor Schrecken starr machen, wenn man sie aus dem Wasser nimmt und so aufstellt, daß der Kopf zusammen mit den zwei großen Scheren eine Art Dreifuß bildet. Ist in dieser Stellung das Gleichgewicht hergestellt, so bleibt es so lange erhalten, bis man es irgendwie stört oder aufhebt. Auch wenn man die Tiere auf den Rücken legt und sie so ein paar Minuten festhält, gelingt die Hypnose.

Wirbellose Tiere und solche, die Wirbel haben, sind nach Körperbau und Lebensweise weit voneinander entfernt. Bei freiwilliger oder künstlich herbeigeführter Schlafstarre läßt ihr Verhalten keinen Unterschied er-

kennen. Unter den Fischen gibt es einige Arten, die das oft als wirksames Täuschungsmittel erprobte Sichtotstellen kennen. Von anderen Gelehrten ist dies neuerdings bei der Bachforelle, beim Zahnkärpfling, beim südamerikanischen Panzerwels und beim indischen Kletterfisch häufig beobachtet worden. Der Kletterfisch spreizt in der Schutzstarre die Flossen und liegt scheinbar wie tot da, der Kiemendeckel ist gehoben, und man sieht das Hilfsorgan für Luftatmung; nur die großen beweg-



Preyers Versuch mit einem Kaninchen, das etwa zwölf Minuten mit offenen Augen ruhig, ohne jede Bewegung, in der Rückenlage verharrte

lichen Augen verraten Leben. Lärm oder grelles Beleuchten ändert an diesem Zustand nichts; wenn man ihn aber heftig erschüttert, bewegt er sich. Zur Herbeiführung der Schutzstarre beim Zahnkärpfling genügt im Aquarium schon der Wechsel des Wassers so gut, daß die Tiere sich auf die Seite legen oder, den Kopf nach unten gerichtet, eine Viertelstunde so verharren. Karl Unrath unternahm Versuche mit Elritzen und Schmerlen, indem er die im seichten Wasser eines Aquariums schwimmenden Fische plötzlich zudeckte. Die darauf eintretende Starre war vollständig und dauerte bei jungen

Tieren bis zu dreißig Minuten. Dabei war zu beobachten, daß die Kiemen-, Herz- und Schwimmblasentätigkeit normal blieben. Die Elritzen verharrten in diesem Zustand im freien Wasser; die Schmerlen sanken zu Boden. Geringe Erschütterung des Wassers genügte zur Wiedererweckung.

Leicht und einfach sind Frösche in Schreckstarre zu bringen. Grasfrösche braucht man nur auf den Rücken zu legen und einige Sekunden so festzuhalten. Nachher kann



Wasserfrosch, erstarrt auf dem Rücken liegend, mit ausgestreckten hochgezogenen Beinen

man sie bis zu sechs Minuten an den Zehen der Vorder- oder Hinterbeine aufhängen, ohne daß sie sich regen. Bei der grünen Wechselkröte hält diese Starre durchschnittlich nur vierzig Sekunden an, und bei der Erdkröte ist sie noch kürzer. Junge Salamander und Zauneidechsen verharren bis zu sieben Minuten in tiefer Schlafstarre. Unrath fand bei allen Kaltblütern, daß junge Tiere leichter als alte in diesen Zustand zu bringen sind. Zum Wiedererwecken genügt leichtes Anblasen.

Am meisten Hokuspokus wird bei Schaustellungen, die zurzeit wieder einmal Mode sind, mit Eidechsen und

Schlangen getrieben. Die angeblichen Wundermänner, Willensathleten, magischen Banner, Gaukler und Zauberer tun so, als müßten sie die Tiere erst in geheimnisvoller Weise „beschwören" und „magnetisieren". Ahnungslose Zuschauer, zu denen nicht selten „Gebildete" gehören, sind denn auch nach derartigen Prozeduren höchst erstaunt. Pfuscht diesen armseligen Magiern aber einmal ein Kundiger ins Handwerk, so sind sie darüber erbost. Professor Preyer verdarb im Jahre 1875 in Kairo einem



Feuersalamander, erstarrt auf dem Rücken liegend

mit eineinhalb Meter langen, übrigens harmlosen Waraneneidechsen umherziehenden „Beschwörer" das Geschäft, indem er ohne allen Hokuspokus und anscheinende Zauberei die Tiere ergriff und auf den Rücken legte, worauf sie erstarrten. Ähnlich machte es später Professor Verworn mit einer giftigen ägyptischen Brillenschlange. Bei Wärme und Sonnenschein ist diese Schlange überaus beweglich und reckt sich bei jeder Annäherung sofort fauchend und züngelnd empor, reißt den Rachen weit auf und unternimmt mit der schildartig anschwellenden Brust schnelle Angriffstöße. Verworn war beherzt und packte die Schlange rasch hinter dem Kopf. Ein Druck

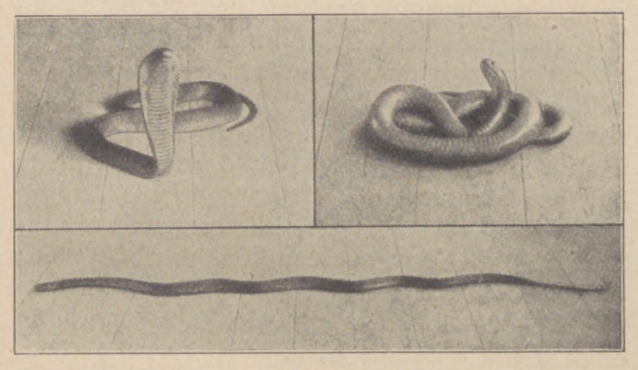
mit dem Daumen in den Nacken, und das wütende Tier sank schlaff zusammen, blieb regungslos liegen. Jetzt konnte er vor den verblüfften Zuschauern der Giftschlange ebenso wie der „Zauberer" alle möglichen Lagen und Stellungen geben; wenn er gewollt hätte, eine Stunde lang.

Dieses Kunststückchen ist übrigens uralt. Man erinnert sich wohl daran, daß die Magier des biblischen Ägypterkönigs zur Zeit Mose die Schlangen so zum Erstarren brachten, daß die Geschöpfe durch ihre Zauberei steif und hart wie ein Stab wurden. Diese Magier kannten also den richtigen „Griff". Und man sollte nicht glauben, daß es zweitausend Jahre nachher in unserer ebenso aufgeklärten und überheblichen als wunderhungrigen und glaubensseligen Zeit möglich ist, daß armselige Brettlleute der Masse mit solchen Vorstellungen Geld aus den Taschen zaubern. Beklagenswerter aber als diese Art der Übertölpelung ist das schale Gerede über „Willensmacht" und „Geistesstärke", das nach derartigen Vorstellungen verzapft wird, um anscheinend tiefsinnig zu erklären, was doch nur auf einem Kniff beruht, der nach einiger Übung von jedermann sofort mit gleichem Ergebnis angewendet werden könnte.

Professor Mangold vermutet, daß die Nackenempfindlichkeit der Schlangen auch manchen Raubvögeln bekannt ist, die nicht selten sogar große Klapperschlangen mit einem Schnabelhieb kampfunfähig machen, um sie dann zu töten.

Verschiedene Vögel können sich so vollendet totstellen, daß man an der zweckbewußten Absicht, sich in Notfällen zu schützen, kaum zweifeln kann. W. H. Hudsen feuerte in Argentinien auf einen Zwergreiher. Er traf ihn nicht, und der Vogel lief schnell davon und flüchtete in ein

Binsengestrüpp. Er suchte nach dem Tier lange vergeblich; endlich sah er in den Binsen den Vogel kaum zwanzig Zentimeter entfernt vor sich, steif und starr mit senkrecht emporgerecktem Hals und Kopf. Er konnte den steifen Vogel berühren, ihm den langen Hals nach Belieben biegen, ohne daß der Reiher davonflog. Erst als er den Vogel aufhob, flog er weg, aber kaum fünfzig Meter



Kunststück der ägyptischen Schlangenbeschwörer. Links oben: eine Brillenschlange, Naja haje, in erregter Angriffstellung. Rechts oben: bewegungslos gemacht und zusammengerollt auf den Rücken gelegt. Unten: bewegungslos ausgestreckt auf den Bauch gelegt. (Nach Verworn)

weit und abermals in die Binsen, wo Hudsen ihn nicht mehr fand. Ähnliches beobachtete Professor Doflein bei Wüstenvögeln, beim Regenpfeifer und Wendehals.

Zu den leicht in Starre verfallenden Vögeln gehört auch die Schleiereule. Jemand hatte am Mittag auf dem Boden eines Hauses eine Schleiereule gefangen und mit in ein Zimmer genommen. Die Eule saß längere Zeit ruhig in einer Ecke. Kam jemand vom Hausflur durch die Tür ins Zimmer, so reckte sie sich auf und begann,

sich auf den Beinen wiegend, leise hin und her zu schaukeln. Nach einer Weile ging die Eule im Zimmer suchend und ziemlich erregt hin und her. Mitten im Zimmer in der Nähe der Tür stürzte der Vogel „wie vom Schlag getroffen" zu Boden und streckte erstarrend die Füße von sich. Lange lag er so. Da ward die Türe von außen geöffnet. Der erstarrte Vogel erhob sich und strich durch den Türspalt hinaus in den Flur, durch die Hoftür ins Freie und ward nicht mehr gesehen. Offenbar war dies ein mehr oder weniger zweckbewußtes Erstarren gewesen. Die Erweckung daraus könnte wohl durch den von der Tür her am Boden hinwehenden Luftzug erklärt werden. Man darf allerdings dem Vogel die Ideenverknüpfung nicht zutrauen, daß der ihn streifende Luftzug in Verbindung mit der geöffneten Tür ihm das Entkommen möglich machen würde. Das ist wohl Zufall; aber die Benützung des Erstarrungszustandes zur Rettung aus ungewöhnlicher und bedrohlicher Lage bleibt doch hochgradig wahrscheinlich.

Versuche, andere Tiere als Schlangen in Schreckstarre zu bringen, sind übrigens nicht neu. Mit Hühnern angestellte Versuche sind im siebzehnten Jahrhundert gemacht worden. Professor Daniel Schwenter schrieb 1636 darüber, wie man eine „wilde Henne" so zahm machen könne, daß sie „unbeweglich still und in großen forchten" sitze. ... „Wilt du eine wunderliche Kurtzweil anfangen, so nimm eine Henne, sie sey beschaffen, wie sie wolle, setze sie auff einen Tisch, halt ihr den Schnabel auff den Tisch, fahre ihr mit einer Kreide über den Schnabel, hernach aber der Läng hinaus, daß die Kreide von dem Schnabel an einen starcken langen Strich auff den Tisch mache, laß die Henne also ledig, so wird sie gantz erschrocken still sitzen, den Strich mit un-

veränderten Augen ansehen. Wann die Umstehenden sich still halten, wird sie nicht leicht von dannen fliegen. Ebendies geschieht auch, wenn man sie auff einen Tisch hält und ihr über die Augen einen Span legt."

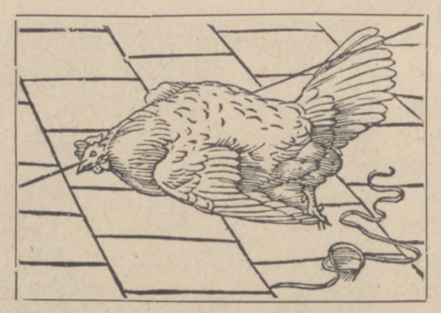
Schwenters Deutung dieser Erscheinung als Schreckstarre war richtig.

Der Jesuitenpater Athanasius Kircher, der von 1601 bis 1680 lebte, war zwar ein Mann, der das Wissen seiner Zeit in hohem Grade beherrschte, aber ihm fehlte zur wahren Naturbeobachtung doch eine überaus wichtige Anlage, die Gabe der klaren Anschauung und des strengen Urteils. Der ausgesprochene Hang, alles erklären zu wollen, verleitete ihn zu phantastischen Schlußfolgerungen. So verhielt er sich auch bei Versuchen mit Hühnern, die er unternahm. Er legte dem Tier vorher eine Bindfadenfessel an, die er aber wieder fortnahm. Dann ergriff er das Huhn, drückte es mit dem Rücken oder seitlich gegen die Diele und zog nun erst vom Schnabel aus, der den Boden berührte, einen Kreidestrich über die Diele. Blieb das schreckerstarrte Huhn liegen, so meinte Kircher, es sei die starke Einbildungskraft des Tieres, das den Kreidestrich für das Ende des seine Füße einschnürenden Bindfadens hielt, und es wage darum nicht, sich zu rühren.



Taube, durch plötzliches Herumdrehen in Hängelage bewegungslos geworden. (Nach Ernst Mangold)

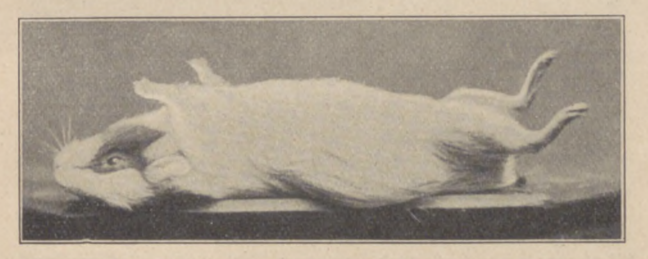
Daniel Schwenter war auf dem rechten Wege, als er seine Versuche beschrieb; ihm fehlte nur die klare Bezeichnung: Schrecklähmung. Er half sich damit, zu sagen, das Huhn läge in großer Furcht unbeweglich still. Ein Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, J. Nepomuk Czermak, verfiel um 1873 bei der Erklärung der gleichen Tierversuche in denselben Irrtum, obwohl er das vorherige Streichen und „Magnetisieren“, die symbolische Fesselung oder den Kreidestrich, kurz allen bloßen Hokuspokus, als solchen abwies. Erst Preyer stellte fest, daß alle bei derartigen Versuchen beobachteten Erscheinungen als Schrecklähmung anzusehen seien. Aus dieser Erklärung ergaben sich nun auch die richtigen Bedingungen, die zum Gelingen der Versuche nötig sind. Kein anderer Sinnenreiz bringt die Schrecklähmung bei Tieren so sicher hervor, als unsanfte Berührung durch entschiedenes Zugreifen und sicheres Festhalten. Geht das alles richtig vor sich, so dauern die Versuche der Tiere, Widerstand zu leisten oder zu fliehen, meist nur wenige Sekunden. Alle willkürlichen Bewegungen unterbleiben, die Augen nehmen einen fremden Ausdruck an, die Atmung wird langsamer und tiefer. Nun kann man das Tier, ohne Sträuben erwarten zu müssen, in beliebige Stellungen



Wunderexperiment Pater A. Kirchers aus seinem Werk vom Jahre 1646. Ein angeblich durch „Einbildungskraft“ unbeweglich auf dem Rücken liegendes Huhn

bringen. Wenn man nun die Hand behutsam zurückzieht, merkt das Tier nicht, daß es frei ist, und verharrt in der ihm gegebenen Lage, gleichgültig, ob auf dem Rücken, dem Bauch oder auf der Seite, mit aufgehobenem oder gesenktem Kopf, angezogenen oder ausgestreckten Füßen, je nach Umständen bis zu einer Viertelstunde in dieser Stellung.

Außer Tauben, Krähen, Dohlen und Bussarden hat man Truthühner, Enten, Gänse, Schwäne, Stieglitze, Zeisige, Kanarienvögel, Tümmler, Perlhühner, Gold-



Meerschweinchen in Hypnose. (Nach Preyer)

ammern, Sperlinge, Pfauen, Rebhühner, Rotkehlchen und Nebelkrähen erfolgreich hypnotisiert. Truthühner behandelten südfranzösische Bauernjungen zur Jugendzeit des bedeutenden Naturforschers Fabres in dieser Weise, denn er schrieb, daß er oft mit seinen Kameraden den Bauern dadurch den heillosesten Schreck einjagte, daß sie die Tiere auf der Weide packten, ihnen den Kopf unter die Flügel steckten, sie in dieser Lage auf und nieder wiegten und dann als „Leichen" auf den Rasen legten.

Freiwillige Schlafstarre kommt bei Säugetieren zur Zeit des Winterschlafes vor. Man denke an Murmeltiere, Hamster, Ziesel, Siebenschläfer, Igel, Haselmäuse und

Fledermäuse sowie an den Sommerschlaf gewisser Tiere in den Tropen. Dieser Schlaf ist wohl tiefer und todesähnlicher als der Zustand in der Hypnose, man kann aber doch bei der Einleitung dazu die gleichen Erschei-



Moderner „Magier" und die angeblich durch Willenskraft und magnetische Ausstrahlung „willenlos" gemachten Tiere. Ein Huhn, ein Hahn und ein Alligator sind auf ganz einfache Weise in Starre versetzt worden. Dabei wird versichert, daß die Tiere nicht dressiert sind, was allerdings richtig ist. Übernatürliche „Kräfte" spielen aber dabei keine Rolle

nungen beobachten. Preyer gelang es, Mäuse und Eichhörnchen leicht zu hypnotisieren.

Die Forschungen auf diesem Gebiet sind noch nicht abgeschlossen. Im Urteil über Verstellungskünste muß man übrigens vorsichtig sein. Freiherr von Droste-Hülshoff hatte auf der Jagd ein fast erwachsenes junges Wiesel durch einen raschen Griff im Genick gepackt. Das Tier begann kläglich zu schreien und zu zappeln; die Mutter des Wiesels kam und suchte es zu befreien, den Jäger

begleitend und umkreisend. Unerwartet hing das Junge schlaff und leblos herunter, hatte die Augen geschlossen und das Mäulchen geöffnet, so, als ob es plötzlich erstickt wäre. Der Jäger, der das Wiesel gern lebend heimgebracht hätte, konnte sich den jähen Tod nicht erklären, da er das Tierchen nur im Genick, nicht an der Kehle gefaßt trug. Er warf es in einen Teich. Das Tier schwamm, erreichte das Ufer und verschwand im Gebüsch. Zur Erklärung dieses Falles könnte man unbeabsichtigte Schreckstarre annehmen, die durch den Griff in die Nackengegend eingetreten sei. Da die Schreckstarre aber nicht, wie zu erwarten, sofort eintrat, wäre auch an eine allerdings zweckbewußte Schutz- und Rettungsstarre zu denken. Welche Ansicht richtig ist, läßt sich nicht entscheiden, aber der Fall beweist, daß auch ungebärdige Raubtiere in Schreckstarre gebracht werden können.



Angeblich durch Willenskraft und magnetische Ausstrahlung in Starre versetzte Schlange

Professor Preyer war es noch nicht recht gelungen,

Hunde und Katzen zu hypnotisieren. Professor Mangold brachte mit Hilfe seines Assistenten das Kunststück fertig. Auf Kommando packte der eine das Tier an den Vorderfüßen, der andere an den Hinterbeinen; dann hoben sie es gemeinsam hoch, kehrten es um und legten es so auf den Rücken, daß eine stützende Leiste oder Gurte das Tier vor dem Umkippen schützte. Die Beine spreizten sich, wurden steif und zitterten. Bei erregter Atmung schlossen sich allmählich die Augen, und es entstand ein Halbschlaf, der sich vom echten nur durch kleine Schwanzbewegungen sowie durch Augenblinzeln beim geringsten Geräusch verriet. Ein lauter Pfiff oder starkes Händeklatschen brachte die Schläfer rasch zum Erwachen und Aufspringen.

Versuche mit Kaninchen und Meerschweinchen gelingen leicht. Bei Affen zeigt sich die Schreckstarre eigenartig. Ein kleiner Makak wurde von Mangold nach Festfassen der Beine mit einem Ruck auf den Rücken gelegt. Das Tier stieß nur einen kurzen Schrei aus und blieb in der unbequemsten Lage mit ausgestreckten Beinen wie gelähmt liegen. Wie beim hypnotisierten Menschen, kann man auch beim Affen alle möglichen Bewegungen vornehmen.

An Pferden und Rindern, die durch Krane in Schiffe gehoben werden, hat man ebenfalls Schreckstarre beobachtet.

Buchstabenrätsel

Was ist's, das dir zuerst vom Ring entgegenstrahlt?
Und was dir mit dem Echo sanft verhallt?
Was mitten dich in öder Wüste grüßt?
Und was die eigne Seele oft umschließt? —
Wenn viermal du genannt die Lösung mir,
Grüßt dich des blühnden Lenzes schönste Zier.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Über Malaria

Von H. Ferres, praktischem Arzt

Die teilweise ungeheuerlichen Regengüsse in diesem Jahr wirkten nicht nur zerstörend durch die Gewalt ausgetretener Flüsse und über vernichtete Dämme hinwegbrausenden Wassers, auch durch das Entstehen großer Wasserlachen haben sie uns, besonders in der wärmeren Jahreszeit, mancherlei Gefahren ausgesetzt. Die Larven gewisser Mücken gedeihen in solchen Riesenpfützen sehr gut bei anhaltend schlechtem Wetter. Über die Mückenplage braucht man sich freilich nicht sonderlich zu beschweren, aber die Gefahr, daß eine bestimmte Mückenart, die Anopheles, durch besonders günstige Brutmöglichkeiten sich übermäßig entwickeln könnte, ist doch ernster zu nehmen, denn der Stich der Anophelesmücken überträgt den Keim der Malaria, eines Leidens, das durchaus nicht harmlos ist. Die kühlen Witterungsverhältnisse nach dem Sommerende verringerten diese Gefahr allerdings. Vor dem Kriege gab es in Deutschland einige Malariagegenden. In den Flußniederungen der Weichsel, Oder und Elbe, sowie in einzelnen Randgebieten der Nord- und Ostsee sind immer wieder leichtere Malariafälle vorgekommen. Auch in der Leipziger Gegend sind sie nicht unbekannt, blieben jedoch bis auf vereinzelte, seltene Ausnahmen, bei denen die Malaria aus südlichen Ländern eingeschleppt wurde, harmlos. In tropischen Ländern, so in Britisch-Indien, sterben jährlich an Malaria über eine Million Menschen. Wie eine in früheren Jahrhunderten volkreiche, blühende Gegend durch die Malaria verändert worden ist, kann man in der Campagna, der

Landschaft um die Stadt Rom, gewahren. Im Altertum stand dieses Gebiet in hoher Bodenkultur. Nun ist es verödet, teils dürr, teils sumpfig, und kann nur als Weideland benutzt werden. In Italien waren noch um 1900 jährlich etwa sechzehntausend Todesfälle durch Malaria zu verzeichnen; die Zahl der Erkrankungen war bedeutend höher.

Daß die Malaria schon seit alter Zeit bekannt ist, geht unter anderem aus ihrem Namen hervor, der allerdings auf alten, heute nicht mehr gültigen Anschauungen vom Wesen ansteckender Krankheiten beruht. Malaria bedeutet soviel wie „schlechte Luft". Man hatte beobachtet, daß ein kurzer Aufenthalt in malariaverseuchten Gegenden, ja nur ein Abendspaziergang vor die Tore Roms, schon genügte, um sich dieses Leiden zuzuziehen. Weiter nahm man an, daß die Bewohner sonst gesunder malariafreier Orte dieser Krankheit doch ausgesetzt waren, wenn der Wind von Sumpfgegenden her sie erreichte. Daraus entwickelte sich die Auffassung, daß durch flüchtige, mit der Luft übertragene Ansteckungsstoffe, sogenannte „Miasmen", Krankheiten entstanden, zu denen auch die Malaria gehörte.

Im Jahre 1880 entdeckte der französische Militärarzt Laverau in Algerien, daß im Blut von Malariakranken eigenartige Lebewesen vorkommen, die sich innerhalb der roten Blutkörperchen entwickeln und vermehren. Auch eine weitere Eigentümlichkeit der Erkrankung erschloß sich nun dem Verständnis: der eigenartige, fast immer regelmäßige Wechsel zwischen Fieberanfällen und fieberfreien Tagen; ein Zustand, den man deutsch als „Wechselfieber" bezeichnet. Die Angesteckten erkranken meist nach allgemeinen, unbestimmten Beschwerden, die etwa zehn Tage währen, unvermittelt mit heftigem

Schüttelfrost und hohem Fieber. Die Haut ist kühl und bläulich, der Puls klein und mäßig schnell. Der Kranke klagt über Kopfweh, Nackenschmerzen und Ohrensausen. In dieser Zeit beginnt die Milz zu schwellen. Das erste Froststadium dauert etwa drei Stunden und geht dann allmählich in das Hitzestadium über; die Haut rötet sich und wird heiß, der Puls voll und beschleunigt, Fieber und Milzschwellung sowie weitere Beschwerden des Erkrankten steigern sich. Nach etwa vier bis fünf Stunden geht unter reichlichem Schweiß, Abnahme der Milzschwellung und Sinken von Fieber und Pulszahl das zweite in das dritte, das Schweißstadium, über. Danach ist der Anfall beendet, und für gewöhnlich tritt nun völliges Wohlbefinden ein. Dann aber kommt das Eigenartige und Besondere der Malaria. Nach einem fieberfreien, völlig beschwerdelosen Zwischenraum von einem — seltener jedoch zwei — Tagen tritt von neuem am dritten oder vierten Tag ein Fieberanfall auf, der wieder in der oben beschriebenen Weise verläuft.

Bis jetzt sind diese beiden Abarten der Malaria tertiana, mit Wiederholung des Anfalls am dritten, und der Malaria quartana, mit Wiederholung am vierten Tage, die in unsern Gegenden fast allein bekannten Formen.

In den tropischen Malariagegenden kommt als besonders schwere Abart noch eine mit täglichen Fieberattacken auftretende Erkrankung vor, die mitunter auch im Schweißstadium zu keiner völligen Entfieberung führt. Treten noch Haut- und Schleimhautblutungen, Blutharnen, Erbrechen und die auf der Zerstörung roter Blutkörperchen beruhende Gelbsucht auf, so spricht man von Schwarzwasserfieber; sonst nennt man diese Form auch „Tropenfieber", in Italien „Sommer- und Herbstfieber".

Diese Abarten, vor allem der Wechsel zwischen fieberfreien und Fiebertagen, fanden ihre Erklärung im Verhalten der Lebewesen, die als die Erreger der Malaria gelten. In der fieberfreien Zeit sieht man unter dem Mikroskop in den roten Blutkörperchen des Erkrankten die kleinen, etwa eiförmigen Parasiten, die allmählich heranwachsen und bei den verschiedenen Abarten der Malaria verschiedene Formen haben. Kurz vor dem eigentlichen Fieberanfall erreichen diese Parasiten ihre höchste Entwicklung. Dann zerfallen sie, und zwar jeder einzelne Schmarotzer in eine Anzahl kleiner Teile; es vollzieht sich eine Art der ungeschlechtlichen Vermehrung, wie sie auch bei vielen andern dieser niedrigen Lebewesen vorkommt. Gleichzeitig zerfallen die lebenswichtigen roten Blutkörperchen, und die Teilungsstücke der Schmarotzer werden frei. Dieser Blutkörperchenzerfall und das Freiwerden der Parasitenteilstücke, die man, wenn auch nicht leicht, im Blut in verschiedenen Formen finden kann, verursacht den Höhepunkt des Fiebers. Die kleinen Parasiten dringen nun größtenteils wieder in andre Blutkörperchen ein, und der Kreislauf beginnt von neuem. Nach einigen Wochen wird der Fieberverlauf unregelmäßig. Leichte Erkrankungen kommen dann zum Stillstand, und damit tritt völlige Gesundung ein. Bei schwerem Leiden, besonders nach wiederholten Erkrankungen, geht der Patient allmählich zugrunde.

Außer der ungeschlechtlichen Vermehrung der Malariaerreger besteht aber auch noch eine geschlechtliche, die sich allerdings nicht im Organismus des Menschen vollzieht. Diesen Vorgang bezeichnet man als „Generationswechsel mit Wirtewechsel“; er vollzieht sich folgendermaßen. Der italienische Zoologe Grassi hat 1898 nachgewiesen, daß die Menschenmalaria durch eine

Stechmückenart der Gattung Anopheles übertragen wird. Durch den englisch-indischen Militärarzt Roß wurde die Übertragung der Vogelmalaria durch eine Stechmücke, die bei uns unter dem Namen „Rheinschnake" auch als menschenbelästigend bekannt ist, festgestellt. Damit war nun zunächst erklärbar, daß die Erkrankung in bestimmten Gegenden an stehendem oder langsam fließendem Wasser oder Sümpfen vorkam, denn das Leben der Mücken spielt sich in der unmittelbaren Nähe dieser Gewässer ab. Nur gelegentlich werden sie durch den Wind in andre Gegenden geweht. Übrigens geschieht die Übertragung der Malariaerreger ausschließlich nur durch Mückenweibchen, da nur diese einen Stachel haben.

Im Magen der Mückenweibchen geht die geschlechtliche Vermehrung vor sich, die etwa folgendermaßen verläuft: Wenn die Erkrankung einige Zeit bestand, dann zerfallen die Parasiten nicht mehr alle in gleichgroße, zur Größe des Mutterwesens heranwachsende Teilstücke, sondern in verschieden gestaltete, die als männliche und weibliche Formen aufzufassen sind. Im strömenden Blut findet keine Begattung zwischen ihnen statt, wohl aber im Mückenmagen, wohin sie beim Saugen mit dem Blut des Gestochenen gelangt sind. Das befruchtete Wesen nistet sich nun in der Magenwand der Mücke ein und entwickelt sich hier zu einem Bläschen, das zur Zeit seiner Reife unzählig viele kleinste Keime enthält. Kommen diese mit dem „Speichel" der Mücke bei einem Stich ins Blut des Betroffenen, so beginnt hier die Entwicklung von neuem.

Zur Entwicklung in den Mücken ist eine Wärme von mindestens zwanzig Grad Celsius nötig; daraus erklärt sich das Vorkommen von Malariafällen in warmen

Gegenden und im Sommer. Es hat sich herausgestellt, daß alle Frühjahrsanfälle nur bei Leuten auftreten, die vorher einmal in einer Malariagegend lebten und sich dort ansteckten. In der Milz, der Leber, dem Knochenmark dieser Patienten halten sich unter Umständen jahrelang noch Erreger auf, die nur auf den Anstoß warten, der die geringfügige Giftfestigkeit — Immunität — des Körpers über den Haufen wirft und ihnen so den neuen Angriff ermöglicht. Leben nun in der Nähe des Erkrankten Anophelesmücken, so ist es möglich, daß die Malaria weiterverbreitet werden kann.

Im Chinin, dem wirksamen Bestandteil der Rinde des Chinabaumes, besitzen wir ein spezifisches Mittel gegen dieses Leiden. Die Chinarinde wurde im Jahre 1640 durch die Gräfin del Chinchon — daher der Name — aus Ekuador eingeführt, wo sie den Indianern als Fiebermittel bekannt war. Das Chinin ist nicht nur imstande, die im Blute vorhandenen Parasiten alle oder doch fast alle abzutöten, es wirkt auch vorbeugend. Darum ist es für jedermann, der sich in Malariagegenden aufhalten muß, notwendig, durch regelmäßiges Einnehmen eines Chininpräparates nach genauer ärztlicher Vorschrift sich gegen Malariaanfälle zu schützen. Leute, die Chinin nicht vertragen, tun gut daran, wenn irgend möglich die Tropen zu meiden. Ist die Krankheit einmal ausgebrochen, so wird Chinin, am besten als salzsaures Chinin, entweder durch den Mund, oder wenn das, etwa des bitteren Geschmackes oder sonstiger Unzuträglichkeiten wegen, nicht angängig ist, als Darmzäpfchen oder im Klistier verabreicht. Wenn besonders schnelle Wirkung erforderlich ist, kann man es auch in die Muskulatur oder — noch besser — in eine Vene einspritzen. Hierzu wird besonders Urethanchinin empfohlen.

In Fällen von sogenannter versteckter Malaria hat man durch Höhensonnebestrahlung der Milz die dort festsitzenden Erreger erfolgreich mobilisiert und sie dadurch erneuter Chinineinwirkung wieder aussetzen können. Wichtig ist, wie bei allen Infektionskrankheiten, so besonders bei der Malaria, jede vorbeugende hygienische Maßnahme. Von deutschen Forschern hat sich besonders Robert Koch auch auf diesem Gebiet Verdienste erworben. Das Ideal wäre freilich, wenn jede noch so kleine Wasserlache, die den Mücken zur Eiablage dienen könnte, entweder trockengelegt oder mit irgendwelchen Mitteln dauernd so in Bewegung gehalten werden könnte, daß sie für die Mückenbrut keine Lebensmöglichkeit bietet. Die Austrocknung ist ja praktisch, besonders in den Tropen, wo jeder wassergefüllte Blattwinkel eine ausreichende Brutstätte bietet, nicht völlig durchführbar. In manchen Gebieten Amerikas hat man durch dauerndes Bewegen von Wasserflächen, etwa durch von Windturbinen getriebene Schaufelräder oder indem man höhergelegene Wasserbecken mit tieferliegenden verband und so dauernden Abfluß herstellte, recht gute Erfolge erzielt. Trotzdem ist es aber nötig, daß die Wohnungen durch feinmaschige Drahtvorsetzer vor Fenstern und Türen und die einzelnen Menschen durch Tragen dichter, sorgfältig schließender Gazeschleier vor Mücken möglichst geschützt werden. Den Erfolg solcher im großen durchgeführten hygienischen Maßnahmen zeigt unter anderem besonders deutlich die Tatsache, daß der Bau des Panamakanals durch die Amerikaner erst dadurch möglich wurde, daß unter der Leitung des Marinegeneralarztes Gorgas eine ausgedehnte planmäßige Sanierung des ganzen Gebietes ins Werk gesetzt wurde. Damals wurden in den katholischen Kirchen der Länder sogar die Weih-

wasserbecken mit keimtötenden Stoffen versehen. So strenge Anordnungen erwiesen sich als unbedingt nötig, denn die französische Panamakanal-Gesellschaft war, neben andern Gründen, auch dadurch bankrott geworden, daß ihre Arbeiter in den dortigen Urwäldern ausnahmslos an Malaria erkrankten, so daß trotz höchster Löhne sich nicht die nötige Anzahl Arbeiter einfand.

Erkrankung eines Menschen durch Malaria hindert eine gleichzeitige Ansteckung mit einer andern Erkrankung keineswegs. Typhus, Paratyphus, Grippe sind manchmal gleichzeitig mit ihr bei einem Patienten festzustellen. In der mikroskopischen Blutuntersuchung, die allerdings gemacht werden muß, bevor Chiningaben erfolgen, besitzen wir indes eine Hilfe, die oft vor unrichtigen Krankheitsbestimmungen und Fehlern in der Behandlung zu schützen vermag.

1	2	3	4		5	6	7	8
9			10	11	12			13
14		15	16	17	18	19		20
21	22	23	24		25	26	27	28
	29	30				31	32	
33	34	35	36		37	38	39	40
41		42	43	44	45	46		47
48			49	50	51			52
53	54	55	56		57	58	59	60

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1—4 Gestalt in der Oper „Der Freischütz“, 5—8 Element, 10—12 Märchengestalt, 15—19 deutscher Dichter, 21—24 Pflanze, 25 bis 28 Metall, 33—36 Teil des Hauses, 37—40 Stadt in Niederösterreich, 42—46 Männername 49—51 norwegischer Dichter, 53—56 Schwimmvogel, 57—60 Raum.

Senkrecht: 1—21 Männername, 33—53 Naturerscheinung, 22—34 deutscher Badeort, 15—42 Getreidepflanze, 4—24 Bestandteil der Wohnung, 36—56 Laubbaum, 11—17 Nahrungsmittel, 5—25 Jahreszeit, 37—57 altes Papiermaß, 19—46 Metall, 27—39 schlimmer Gast, 8—28 fettes Öl, 40—60 altes Maß.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Kompaßgewächse und Wetterpflanzen

Von Dr. Johannes Bergner / Mit 5 Bildern

In Reisebeschreibungen und Schilderungen von Jagdabenteuern, die sich in der Steppe oder Prärie abspielen, wird zuweilen erzählt, daß einen „Weißen" oder eine „Rothaut" das Mißgeschick trifft, sich zu verirren, daß er sich im Gelände nicht mehr zurechtfindet und erst nach längerem Suchen, Beobachten und Überlegen eine bestimmte Richtung einschlägt, die dann meist zum Ziel führt. Ein guter Kompaß nützt in solcher Lage viel, aber der präriekundige Indianer findet sich auch ohne dieses Hilfsmittel zurecht. Was tut er, wenn er in so unangenehme Lage kommt? — Er sucht sich eine Kompaßpflanze. Sie wächst, wie für solche Fälle geschaffen, in den ödesten, trockensten Prärien Nordamerikas, von Michigan und Wisconsin westlich bis zum Felsengebirge, südlich bis Texas und Alabama. Es sind hohe, gelbblühende Stauden, die fast wie kleine Sonnenblumen aussehen, mit denen sie als Korbblütler auch verwandt sind. Ihr botanischer Name ist Silphium laciniatum. Aber während die Sonnenblume ihre große, an einem elastisch drehbaren Stengel sitzende Blütenscheibe möglichst breit und offen wagrecht dem Tagesgestirn zuwendet, stellt die Kompaßpflanze ihre zerschlitzten, lanzettförmigen grünen Blätter so zur Sonne, daß sie möglichst wenig von ihren Strahlen getroffen werden. Sie richtet den einen Blattrand steil nach oben, den anderen steil nach abwärts, so daß die der Sonne zugekehrten Blattzipfelspieße nach Süden, die ihr abgekehrten nach Norden weisen. Die Pflanze sieht aus, als ob sie in einer Pflanzenpresse gelegen hätte. Als der General Alvord

dieses absonderlich zusammengedrückte Gewächs im Jahre 1842 beschrieb und von seinen Streifzügen Samen zur Aufzucht mitbrachte, die jedoch, wegen falschen Anbaus auf zu guter Gartenerde, als sie ausgewachsen waren, nicht die Blattstellung der wilden Pflanzen annahmen, erklärte man die Schilderung Alvords für übertrieben oder lügenhaft. Hätte man in Europa besser achtgegeben, dann wäre es gar nicht so schwer gewesen, zu entdecken, daß bei uns eine ziemlich weit verbreitete Kompaßpflanze wächst, die der amerikanischen nichts nachsteht. Das ist der Wilde Lattich (Lactuca scariola), eine im Juli und August mit kleinen hellgelben, in lockerer Ähre zusammenstehenden Köpfen blühende Korbblütlerart. Die an sonnigen Wegen auf Schotter, auf Weinbergsmauern, in Steinbrüchen wachsende, rispig-ästige, steife Pflanze wird bis zu eineinviertel Meter hoch. Sie fällt bei näherer Betrachtung auf durch zwei ungewöhnliche Schutzvorrichtungen. Der zähfleischige, unterwärts mit Stacheln bewehrte Stengel enthält reichlich fließenden Milchsaft. Die Haut des Stengels ist äußerst zart und leicht verletzbar. Kriechen etwa Ameisen an ihm hinauf, so genügen die scharfen Krallen dieser Insekten zur Verwundung; sofort tritt Milchsaft aus, der an der Luft klebrig wird und die ungebetenen Gäste festleimt, wenn sie nicht schleunigst ausreißen. Ebenso zart und empfindlich ist die Haut der schrotsägeförmig gelappten Blätter, die aber weniger Schutz gegen Tiere als gegen zuviel Sonnenbestrahlung brauchen. Sie stehen nämlich, besonders wenn die Pflanze auf recht magerem Boden wächst, ganz vereinzelt, und zwar wechselseitig, so daß nie, wie das auch bei anderen Gewächsen häufig ist, am heißen Mittag die oberen Blätter die unteren teilweise beschatten. Nur

deshalb ist die Pflanze, wie das erwähnte amerikanische Gewächs, zur sogenannten Kompaßpflanze geworden. Ihre blaugrünen Blätter umfassen, unten am Grunde ohne Stiel aufsitzend und durch pfeilförmige Anhängsel



Der Spachtellattich, Lactuca scariola, wächst auf steinigem Boden, stellt sich mit den Blättern so, daß die Sonne nicht die volle Blattspreite, sondern die Kante trifft, und hat die Richtung Nord-Süd

geschützt, den Stengel; ihr Mittelnerv ist auf der Unterseite mit einer Reihe derber Stacheln besetzt.

Wie kommt nun die merkwürdige, bei anderen Pflanzen nicht zu sehende Nord-Süd-Drehung der Blätter zustande?

Ernst Stahl in Jena und Adolf Mayer in Heidelberg haben diese Frage durch Forschungen und Versuche zu

beantworten versucht. Sie erklären die Drehung so: das Licht der aufgehenden Sonne fällt bei einem Teil der in Entstehung begriffenen Blätter auf die Rückseite, bei einem andern unter spitzem Winkel auf die Vorderseite. Diese letzteren Blätter führen nun Krümmungen und Drehungen aus, solange sie so ungleichmäßig bestrahlt sind, bis sie mittags ihre ganze Blattspreite in die Meridianebene, das heißt parallel zu den sie nun fast gar nicht treffenden Sonnenstrahlen, eingestellt haben. Bald aber erlahmt die Kraft zur Fortsetzung der Drehung, wie überhaupt das Wachstum mittags ganz aufhört, und die Blätter bleiben lange in der Nord-Süd-Richtung, so daß man noch am Spätnachmittag sich wie nach einem Kompaß danach richten kann. Erst gegen Abend, wo die Wachstumsbedingungen günstiger werden, stellen sich die Blätter nun wieder senkrecht zum Licht der untergehenden Sonne. Adolf Mayer beobachtete auch, daß sich die Blätter der gleichen Pflanze in verschiedener Richtung drehen: von zehn Blättern drehten sich beispielsweise vier an verschiedenen Stellen und Seiten des Stengels sitzende mit dem Zeiger der Uhr — von links nach rechts —, die sechs übrigen entgegengesetzt. Aufschlußreich waren die Heidelberger Versuche auch dadurch, daß die Blätter der Kompaßpflanzen nicht, wie auf der freien Ebene, mittags streng die Richtung Süd-Nord, sondern Südsüdwest-Nordnordost zeigten, weil die Morgensonne durch die im Osten der Stadt liegenden Berge einige Stunden abgehalten wurde. Besonders gut gelangen Versuche mit einer Pflanze im ungewöhnlich heißen Sommer des Jahres 1911. Die Pflanze stand in ihrem Blumentopf zuerst verschiedene Wochen ganz im Schatten und drehte hier ihre Blätter gar nicht. Am 28. August stellte man sie an die Sonne,

und schon zwei Tage danach begannen die Drehungen. Am 4. September wurde folgendes beobachtet: Das achte und siebente Blatt von oben drehten sich um neunzig Grad gegen den Uhrzeiger, das sechste um achtzig Grad, das fünfte um zwanzig Grad mit dem Uhrzeiger, das vierte um zwanzig Grad, das dritte um vierzig Grad, das zweite um achtzig Grad gegen, das erste um achtzig Grad mit dem Uhrzeiger. Nach Ablauf einer Woche führten alle acht Blätter ihre Drehungen um achtzig bis neunzig Grad nach der gleichen Richtung wie früher aus. Auch beim fünften und vierten Blatt geschah dies, aber immer noch mit einer Neigung von nur zwanzig Grad. Worauf das beruhte, ließ sich nicht feststellen. Es ergab sich außerdem, daß die jüngsten Blätter sich nur schwach und zögernd drehten. Auch für die Pflanzen-



Die Telegraphenpflanze oder der Wanderklee, Desmodium gyrans. Die strichförmigen Nebenblättchen bewegen sich ruckweise im Kreis herum, das große Endblatt ständig auf- und abwärts

jugend gilt wohl: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten", da tatsächlich die einzelnen Blättchen sich recht verschieden schnell und energisch entwickeln.

Adolf Mayer untersuchte weiterhin, vor welchen Eigenschaften der Sonnenstrahlen sich der Wilde Lattich zu schützen sucht. Schon daß er die große Sommerhitze von 1911 so gut überstand, ließ vermuten, daß die Wärme weniger auf die Pflanze wirkte als das grelle Licht. Es stellte sich heraus, daß nur der Weiße Mauerpfeffer — Sedum album — und die auf Schutt wachsende gemeine Melde, aber beispielsweise nicht die Brennessel, noch höhere Temperaturen als die vom Wilden Lattich vertragenen vierzig Grad Celsius aushalten. Diese Temperatur ist für fast alle Pflanzen die Grenze, bei der ihre Blätter noch atmen können. Der Pflanze verursacht es ungeheure Anstrengung, ihre Atmung mit zunehmender Hitze immer mehr zu steigern und gleichzeitig die Wasserverdunstung einzuschränken. Andere Gewächse suchen sich erfolgreich dadurch zu schützen, daß ihre kleinen Blätter sehr dicht stehen, lederartig, fetthaltig oder dicht behaart sind. Das alles ist bei den Kompaßpflanzen nicht der Fall. Einen dichten Blätterschopf haben sie übrigens auch deswegen nicht, weil sich darin bei ihrer Länge und auf ihrem freien Standort der Wind fangen und den starren Stengel knicken würde. So ist die in ihrem Aussehen mehr an ein Gerippe als an ein lebendes Gewächs erinnernde Kompaßpflanze ein recht sinnfälliges Gebilde ihrer Lebensumstände geworden, das nur unter diesen Verhältnissen fortkommt. Wenn die jungen heranwachsenden Pflanzen ungünstig von oben beleuchtet oder zu wenig begossen wurden, so wuchsen die unteren Blätter lange Zeit in Form einer zu Boden gedrückten Rosette und schossen

nur schwer in den Stengel, während die oberen Blätter schmal blieben oder sich kräuselten, aber nicht drehten.

Die Natur ist reich an Formen und Übergangsstufen aller Art; das zeigt sich auch bei den sogenannten Kompaßpflanzen. So gibt es bei uns noch eine andere Lattichart, den Weidenblättrigen Lattich, an dem man, wenn auch nicht so deutlich wie beim Wilden Lattich, dieselben Drehungen beobachten kann. Aber diese Pflanzenart ist selten, ebenso der binsenartige Knorpelsalat, Chondrilla juncea, der noch rarer ist. Auch an gewissen, auf sonnigen Waldblößen wachsenden Sauerampferarten habe ich die Anfänge von Kompaßerscheinungen beobachtet.



Mimosa Spegazzini in normalem Zustand

In Australien zeigen viele Arten aus den Baumgattungen Eucalyptus, Leucadendron und Acacia Neigung zu Kompaßpflanzeneigenschaften. Bei uns ist

es von den Bäumen hauptsächlich die aus Ungarn stammende Silberlinde — Tilia argentea —, die diese Eigenschaft um die Mittagszeit verrät. Ihre Blätter sind auf der Oberseite dunkelgrün, indes die Unterseite mit einem dichten weißen Filz von Sternhaaren überzogen ist. Diese Unterseite sieht man morgens und abends fast nie, wohl aber mittags, wo die an den äußeren Zweigspitzen sitzenden Blätter sich senkrecht zu den Sonnenstrahlen einstellen und den Baum auffällig verändert, gewissermaßen scheckig gefärbt erscheinen lassen.

Auch für das praktische Leben hat der Mensch aus der Beobachtung der Kompaßpflanzen Belehrung und Nutzen gezogen. So wie diese ihre Blätter zur heißen Mittagszeit in die Nord-Süd-Richtung bringen, baut man jetzt fast allgemein in den Tropen die Häuser in der Ost-West-Richtung, so daß sie ihre Front nach Süden und Norden kehren, wobei die Bestrahlung des Gebäudes bedeutend eingeschränkt wird. Ebenso hat man sich auch für den Gartenbau diesen Umstand bei der Anlage sogenannter Wellenbeete zunutze gemacht; an der Gartenbauschule zu Dahlem bei Berlin erzielte man auf diese Weise bedeutend höhere Ernteerträge.

„Die Blümelein, sie schlafen schon lang im Mondenschein, sie nicken mit den Köpfen auf ihren Stengelein", so singt und klingt es im „Sandmännchen". In dichterischer Weise übertrug man menschliches Gebaren auf die Vorgänge in der Pflanzenwelt und sprach vom sogenannten Schlaf der Gewächse. Vor einigen Jahren ist durch Forschungen und Versuche der Botaniker Pfeffer, Schweidler und Sperlich sowie von Rosa Stoppel unzweifelhaft bewiesen worden, daß viele, wenn auch nicht alle Pflanzen durch ihre mit Gelenken versehenen Blütenblättchen oder grünen Blätter so-

genannte „Schlafbewegungen" ausführen. Es handelt sich dabei um Schließ- und Öffnungsbewegungen, um Senken und Heben der Blätter beim „Schlafengehen" und „Aufstehen", ähnlich wie bei Menschen und Tieren. Der tiefe Schlaf, die sogenannte „Dunkelstarre", ist auch bei den Pflanzen eine fast menschlich anmutende Erschöpfungs- und Erholungszeit, die sich zwangsweise einstellt wie bei uns. Das „Schlafengehen" wird eingeleitet durch Nachlassen des Druckes und der Spannung in den Blattgelenken, das „Aufstehen" durch allmähliche Wiederverstärkung des Druckes in den Zellen der Blattgelenke. Durch welche Kräfte dies Fallen und Steigen des Druckes vor sich geht, ist noch nicht ergründet. Nur den Eindruck gewinnt man, daß Menschen- und Pflanzenschlaf sich ähneln. Rosa Stoppel zog Bohnen aus Samen, der aus Europa, Asien und



Mimosa Spegazzini in Schlafstellung

Amerika stammte. Man hätte nun erwarten können, daß die aufgehenden Pflanzen, entsprechend den weit voneinander entfernten Ursprungsländern mit so ganz verschiedenen Tag- und Nachtzeiten, auch zu verschiedenen Zeiten „schlafen" würden. Aber die ersten Blätter aller Bohnengewächse ohne Ausnahme hielten es mit den Schlafzeiten genau wie unsere einheimischen Pflanzen: gegen Abend begann die Senkung bis gegen zwei Uhr, von zwei bis vier Uhr herrschte Tiefschlaf, Dunkelstarre, und um vier Uhr begann das Aufstehen. Also ganz ähnlich und zwanglos, wie Chinesen oder Nordamerikaner in Deutschland es uns gleichtun.

Und ebenso wie der Mensch, wenn er müde ist, sogar im beleuchteten Zimmer schläft, zeigten auch die von Professor Pfeffer durch sinnreiche Versuche auf ihre verschiedenen Bewegungen geprüften Gewächse bei starker elektrischer Dauerbeleuchtung während der Nacht Schlafbewegungen. Besonders zeichneten sich hierbei aus die Blüten von Tulpen, Ackerringelblumen und Gänseblumen sowie die grünen Blätter von Bohnen und verschiedenen Mimosen. Bei den Mimosen zeigte es sich auch, wie groß die Selbständigkeit und Abweichung vom allgemeinen Rhythmus ist, der bei Zweigen und Blättern derselben Pflanze vorkommt. Die Schamhafte Mimose hat lange, in Gelenken beweglich am Zweige sitzende Blattstiele, von denen jeder am Ende wieder vier kleinere Blattstiele trägt; zwischen je zwei von ihnen befindet sich wieder ein Gelenk. Die an den Blattstielen sitzenden kleinen gegenständigen Fiederblätter können sich ebenfalls in Blättchengelenken frei bewegen. Die Schlafbewegungen jedes Gesamtblattes kann man herbeiführen, wenn man es nur an irgend einer Stelle reizt. Es ist gleichgültig, ob man sie stark

anbläst, tüchtig betupft, chemisch ätzt oder elektrisiert. Fast augenblicklich klappen die vielen Fiederblättchen



Die Pflanze als Wetterprophet. Professor J. F. Nowack erklärt die Bewegungen der Wetterpflanze

nach oben und vorn zusammen, die vier Fiederblatt-stiele legen sich durch plötzliches Zusammenziehen der Fiedergelenke aneinander; ebenso zieht sich die Unter-

seite des Hauptblattgelenkes zusammen, und das ganze Blatt sinkt wie geknickt nach unten. Aber dieser plötzlich aufgezwungene „Schlaf" dauert nicht lange. Wiederholt man den Versuch am selben Blatt ohne längere Pausen öfter, so erfolgt der eben geschilderte Vorgang immer langsamer und unterbleibt zuletzt ganz.

Bei einer tropischen Sauerkleeart mit drei gestielten Gelenkblättchen — Biophytum sensitivum — erfolgt das Zusammenklappen der Blättchen noch rascher. Während es bei der Schammimose drei Sekunden dauert, braucht dieser Sauerklee nur eine Sekunde; nach drei Minuten ist die Stellung der Blätter wieder normal. Diese Pflanze erwies sich, wie kaum eine andere, als ungewöhnlich elektrisch reizbar. Professor Bose, der vergleichende Studien an tierischen Nerven und Blattstielen trieb, war betroffen, als dieser Sauerklee beim Anlegen der Elektroden drei Zuckungsstadien wie ein Nervenmuskelpräparat zeigte; der Blattstiel leitete den Reiz so gut wie der Nerv, und die Blättchen klappten zusammen wie elektrisierte Muskeln. An einer anderen Tropenpflanze, einem kleinen indischen Strauch mit Schmetterlingsblüten — Desmodium gyrans — war die Ähnlichkeit mit den Bewegungen unseres Herzmuskels unverkennbar. Jeder Blattstiel dieses merkwürdigen Strauches trägt außer einem ziemlich großen länglichen Hauptblatt zwei kleine Seitenblätter. Das Hauptblatt führt wie andere Gelenkpflanzen normale Schlafbewegungen aus. Diese machen aber die Seitenblättchen nicht mit, sondern sie bewegen sich fortwährend, Tag und Nacht, elliptisch. Sie brauchen zu einer solchen Ellipse die für Pflanzen äußerst kurze Zeit von dreißig bis hundertachtzig Sekunden. Die Blättchengelenke dieser — wie unser Herzmuskel ununterbrochen arbeitenden

Seitenblättchen — zeigten beim Anlegen einer elektrischen, mit positivem Strom geladenen Anode, daß sich, ähnlich wie beim Herz, das Gelenk weniger zusammenzog, beim Anlegen einer mit negativem Strom geladenen Kathode dagegen dehnte es sich weniger aus; beide Bewegungen führten schließlich zum völligen Stillstand der Blättchen. Professor Bose schrieb: „Bei zwei so verschiedenartigen Mechanismen, wie rhythmisch pulsierendem Pflanzengelenk und Herzmuskel, wird man zunächst eine nur äußere Ähnlichkeit annehmen, aber ob nicht genaueres Eindringen in die Ursachen dieser Ähnlichkeiten tiefere Verbindung aufdecken wird, bleibt abzuwarten."

Alle erwähnten aus- und inländischen Pflanzen mit Kompaß- oder Schlafbewegung sind bis zu einem gewissen Grad auch Wetterpflanzen, an denen sich Erscheinungen wahrnehmen lassen, aus denen zu schließen ist, ob das Wetter schön und trocken bleibt, oder ob es bald regnen wird. Daß viele Pflanzen ihre Blätter und Blüten zum Schutz zusammenrollen oder schließen können, beruht darauf, daß die trockene oder feuchte Luft den Wassergehalt der Gelenke und zum Teil auch der Blattflächen durch Schrumpfen oder Anschwellen beeinflußt. Fortdauernd gutes Wetter verkünden die grünen Lederblättchen folgender Pflanzen, wenn ihre Ränder nach unten gebogen oder ganz eingerollt sind: das Sonnenröschen — Helianthemum chamaecistum —, der Berggamander — Teucrium montanum —, der Quendel — Thymus serpyllum —, zwei Labkräuter — Galium boreale und Galium verum — und zwei Verwandte des Waldmeisters — Asperula cynanchica und Asperula glauca. Strecken sich die Blättchen dieser Pflanzen flach aus, so ist Regen zu erwarten. Ebenso,

wenn die verschiedenen Korbblütler, allen voran die Wetterdistel — Carlina acaulis —, ihre Köpfe schließen, oder wenn die Glockenblumen oder Skabiosen ihre Köpfe tiefer senken, oder wenn der Fingerhut und Goldregen ihre Blüten gegen Osten, also nach dem Windschatten, drehen, da ja der Regen meist von Westen kommt. Auch wenn das liebliche violette Leinkrautmauerblümchen — Linaria cymbalaria — seine Stengel mit den reifenden Früchten in den Mauerritzen verbirgt, deutet dies auf Luftfeuchtigkeit und Regennähe. Das Verhalten dieser Pflanze ist ein noch ungelöstes Rätsel. Ihre blühenden Zweige sind noch nicht hygroskopisch und verkürzen sich nicht bei feuchter Luft, erst wenn die Früchte reifen, geschieht dies; die Samen fallen dabei in die Felsen und Mauerritzen, wo sie im nächsten Frühjahr keimen. Ohne die Verkürzung der Stengel würden alle Samen zu Boden fallen und ihren Zweck nicht erfüllen, da dort das Kraut nicht gedeiht. Ist diese uns so weise wie überlegt vorkommende Einrichtung reiner Zufall, hat eine bestimmte für die Lebensweise der Pflanze wichtige Kraft den Ausschlag gegeben, oder haben mehrere Kräfte zusammengewirkt, dies bewundernswerte Ziel zu erreichen?

Ein ähnliches Rätsel der Lebensweise geben uns die Nachtfalterblumen auf: der Taubenkropf und das Nickende Leimkraut sowie die Lichtnelke. Sie duften nur wenige Stunden in der Nacht und locken die Nachtfalter herbei, die den Nektar trinken und dabei den Stempel mit Blütenstaub befruchten. Tagsüber halten diese Blumen ihre Köpfe geschlossen und duften nicht. Was muß hier alles an Kräften zusammengewirkt haben, um diese Ausnahmen von der Regel zu schaffen, um aus lichtverlangenden Blüten lichtverschmähende

zu machen. Nicht ausgeschlossen ist es, daß auch das nächtliche Wetter — die Kühle, der Tau — und die in Beziehung auf die Pflanzen noch so wenig erforschte Elektrizität der Nacht daran beteiligt sind. Gewisses läßt sich darüber bis jetzt nicht sagen. Tiefere Einsichten bleiben künftigen Forschungen vorbehalten.

Rösselsprung

jahr	nu	lauf	che	schmer	die	bringt
aber	wun	von	schlägt	ihr	sel'	zen
el	ein	ma	ne	man	de	zeit
de	ei	de	bel	che	auf	ge
wiegt	gei	man	e	stun	dir	freu

Rätsel

Das Größte ist es hier auf Erden,
Weit größer noch als alles Land;
Du siehst es wild sich oft gebärden,
Und mancher dann den Tod schon fand.

Doch sieh, mit märchenhafter Schnelle
Verwandelt es sich wunderbar;
Sobald du eine halbe Elle
Ihm zufügst, wird es unsichtbar.

Geschmücket mit dem höchsten Leben
Zieht in dich selber es hinein,
Dich zu dem Himmel zu erheben
Und ihn zu machen ewig dein.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Malta und die Malteser

Von Victor Ottmann / Mit 12 Bildern

Es gibt Inseln, die an Bedeutung für die Welt im umgekehrten Verhältnis zu ihrem geringen Umfang stehen, und die doch im Lauf ihrer Geschichte mehr von sich reden machten als so manches weitausgedehnte Land. Eine Insel dieser Art ist auch Malta. Bei einem Flächenausmaß von dreihundertdreiundzwanzig Quadratkilometer noch nicht einmal halb so groß wie unsere Ostseeinsel Rügen, dabei aber viermal stärker bevölkert als diese, würde die aus Malta, Gozo und dem kleinen Comino bestehende Maltagruppe, in irgend einem weltverlorenen Winkel mit einer Handvoll Bewohner gelegen, höchst wahrscheinlich ruhmlos geblieben sein. Aber gleich einem Wachtposten im Zentrum des Mittelmeers an dem vielbefahrenen Seeweg zwischen Sizilien und der afrikanischen Küste gelegen, mußte Malta wegen seiner bevorzugten Lage von jeher die Augen auf sich lenken und die Begehrlichkeit aller wecken, die auf dem Zug nach Abenteuern und Gold die Flut durchschifften. Von Natur aus war das Zwillingseiland wenig verlockend. Zwei ziemlich steinerne Schollen, karge Kalksteinplateaus, von Stürmen umtobt, neun Monate des Jahres glühendem Sonnenbrand ausgesetzt, Inseln, auf denen Quellwasser fast ganz fehlt, auf denen auch nicht der bescheidenste Wald Schatten und Kühle gewährt, auf denen jedes Stück Ackerland dem spröden Boden durch Zertrümmern und Zerkrümeln des Gesteins mühselig abgerungen werden mußte — das war Malta, des alten Griechendichters Homer Ogygia, die Insel, auf der die gefährliche Nymphe Kalypso hauste, und das ist es auch heute noch.



Der Landungsplatz im Hafen von Valetta auf der Insel Malta

Dennoch schien Malta allen Völkern der Mittelmeergebiete und später fremden Eroberern, die aus dem Norden kamen, jede Anstrengung, jedes Opfer wert zu sein, denn die strategische Bedeutung der Inseln wurde noch dadurch erhöht, daß bei der heutigen Hauptstadt Valetta ein natürlicher Hafen vorhanden war, wie es am Mittelmeer keinen zweiten gibt. Von steilen Felsenwänden umsäumt, gegen Flut und Stürme geschützt, zieht sich ein langes, doppeltes Wasserbecken tief ins Land hinein; in seinen Ausbuchtungen konnten sich nicht nur einzelne Schiffe, sondern ganze Flotten verstecken, die schmalen Eingänge und die hohen Ufer waren leicht zu verteidigen. Ein geradezu idealer Hafen also, der Menschenhänden nur noch wenig zu tun übrig ließ, um das von der Natur Gebotene zu ergänzen und zu vollenden. Phönizier, Griechen, Karthager, Römer, dann die Vandalen, Goten und Byzantiner, die Sizilianer, Araber, Normannen und endlich die Ritter des Malteserordens, alle haben um Malta erbittert gekämpft, die Insel wechselweise behauptet, bis die ganze Gruppe schließlich vor hundertfünfundzwanzig Jahren in Besitz jener Macht fiel, die sich die strategisch wichtigsten Punkte auf dem Seewege zwischen dem Abendland und dem fernen Osten rechtzeitig zu sichern verstand: an England. Heute ist Malta der wichtigste Stützpunkt der Briten im Mittelmeer, und zwar in erhöhtem Maße, seitdem Gibraltar nicht mehr die frühere Bedeutung zukommt.

Dreimal in der Woche verkehrt ein kleiner Postdampfer zwischen Syrakus und Valetta, der Hauptstadt Maltas. Reisende sind nicht häufig an Bord, denn Malta liegt abseits der meistbesuchten Gebiete. Schon vor dem Kriege kamen nur selten Deutsche nach Malta, und jetzt, nach seinem Ende, ist der Besuch dieses großen englischen



Die Stadt Victoria auf Gozo, der Schwesterinsel Maltas. Die Bauart der Häuser ist arabisch

Waffenplatzes für Deutsche noch nicht ohne Schwierigkeiten durchführbar. Man geht in Syrakus spät abends an Bord und kommt am nächsten Morgen in Malta an.

Die Einfahrt in den Hafen von Valetta ist auch für das Auge des Verwöhnten ungewöhnlich reizvoll. Auf steiler Landzunge über Festungsmauern eine hochaufgetürmte Häusermasse mit flachen Dächern, mehr an den Orient als an Europa erinnernd. Zu beiden Seiten von



An der Küste von Gozo, der Schwesterinsel Maltas: der sogenannte „Generalsfelsen"

den tiefausgebuchteten Wasserbecken des Hafens begrenzt, in die sich andre hohe, häuserbedeckte Landzungen hineinschieben, erblickt der Ankommende Valetta, überflutet von grellem, brennendem Sonnenschein. Das Schiff passiert die enge Einfahrt und macht vor dem Zollhause fest. Wer es nicht schon vorher gehört haben sollte, welches starke maritime Bollwerk errichtet ward, dem wird es bald offensichtlich, auch wenn er nur wenig von militärischen Dingen versteht. Von allen Seiten starren Bastionen

auf das grüne Wasser des Hafens herab. Sie sind in die schroff emporragenden Kalksteinwände der Ufer hineingearbeitet, neben und über ihnen erblickt man Werften, Reparaturwerkstätten, Arsenale, Proviantmagazine, Baracken, Kasernen, und in den verschiedenen Becken des weitverzweigten Hafens liegen, von Matrosen wimmelnd, schwärzlichgraue, schwimmende Stahlkolosse aneinandergereiht. Hier hält sich immer ein guter Teil des britischen Mittelmeergeschwaders auf.



Die übliche Art der Besegelung einer maltesischen Barke

Der Eindruck einer Landschaft wird meist von gewissen vorherrschenden Farben bestimmt. Dies verwirrende Durcheinander von kriegerischen und nichtkriegerischen Bauten über der grünlichen Flut erscheint zunächst nur als lehmgelber Farbton, der in der Sonnenglut etwas vom stechenden Leuchten der Wüste hat. Lehmgelb ist das

Kalkgestein, das die Sonnenstrahlen auffängt und einsaugt, und von dem die Hitze mit verdoppelter Kraft wieder zurückprallt, lehmgelb ist das Gemäuer der Stadt, und so wirken auch die auf verschiedene Landzungen verteilten Vororte, und gleichfalls lehmgelb erscheint die dahinter flimmernde, anscheinend ganz vegetationslose Landschaft. Der Fremde fragt sich: Ist das, was ich sehe, europäisch oder orientalisch? Obwohl Malta näher an Sizilien als an der afrikanischen Küste gelegen ist, gehört es seiner ganzen Natur nach doch mehr zu Afrika; ältere Geographen haben es denn auch dazu gerechnet, bis vor hundertfünfundzwanzig Jahren das englische Parlament die damals den Franzosen entrissenen Inseln aus praktischen Gründen als zu Europa gehörend erklärte.

Das dichtbevölkerte Valetta gleicht einem Riesenkopf auf einem zwerghaften Körper. Von den hundertneunzigtausend Bewohnern Maltas lebt ungefähr die Hälfte in der Hauptstadt und ihren Vororten.

Abend- und Morgenland fließen hier ineinander und geben dem Stadtbild Valettas ein merkwürdig reizvolles Stilgemisch. Europäisch wirken die schnurgeraden, durch Treppen und Rampen malerisch unterbrochenen Straßenzüge mit ihren hohen, solid aus Kalkstein errichteten Häusern; orientalisch oder, besser gesagt, arabisch sind die vorspringenden vergitterten Erker, die flachen Dächer, die von Galerien umgebenen Wohnhöfe der Häuser. Die Straßen, in denen viele stattliche Heiligenbilder an den Hausecken vom kirchlichen Sinn der Malteser zeugen, sind gut gepflegt und so sauber, als es bei den zahlreichen Ziegen, die man hier überall sieht, möglich ist. Die Ziegen werden dort als Milchlieferanten von Haus zu Haus getrieben und an Ort und Stelle gemolken. In den ärmeren Quartieren, wo es keine der Schonung bedürf-



Typische Anlage des kultivierten Landes auf Malta. Der Boden wird terrassenförmig abgestuft. Die Bewässerung erfolgt aus Zisternen

tigen „herrschaftlichen" Treppen gibt, klettern sie sogar zu den höchsten Stockwerken hinauf und werden dort gemolken. Die Geschäftsviertel Valettas gleichen im wesentlichen denen der kolonialen Wasserkante; was dort zu haben ist, rechnet vor allem mit den Bedürfnissen des



Der Kastilianische Palast, einer der Ordenspaläste der Malteserritter, in dem sich jetzt das Marineamt befindet

Militärs und der Marine. Das militärische Element macht sich im Straßenbilde stark bemerkbar, denn außer den etwa zwölftausend Mann, die auf Malta garnisoniert sind, gibt es hier immer ein paar tausend Seeleute von den im Hafen liegenden Kriegschiffen. Vor den Schankstätten des Vergnügungsviertels laden die Wirte zum Kosten ihrer „Drinks" ein; aus zweifelhaften Lokalen ertönt unholde Musik. Die Lockungen verhallen

nicht unerhört, denn bekanntlich sitzt keinem Menschen anderer Berufsarten sein sauer verdientes Geld loser in der Tasche als dem Seemann auf Landurlaub.

Erkennt man im baulichen Stadtbild Valettas durchschnittlich einen starken arabischen Einschlag, so sind davon jene Paläste auszunehmen, die aus der großen Zeit der Ordensritter stammen und von bedeutenden italienischen Baumeistern der Spätrenaissance errichtet wurden. Da fällt vor allem der äußerlich schlicht wirkende Palast des Großmeisters der Malteserritter auf, in dem gegenwärtig das englische Gouvernement seinen Sitz hat, dann der schöne Palast der kastilianischen Ritter, in dem sich jetzt das Marineamt befindet. Die Monumentalität dieser Bauten sowie der stattlichen Kathedralen gibt eine lebhafte Vorstellung von den Zeiten des Glanzes, als Malta die Hauptfeste abendländischer Kultur gegen den Ansturm der Türken war. Stumme Zeugen dieser Zeit sind auch die prachtvollen alten Bronzekanonen, darunter solche von



Treppenstufen in Valetta, die zu den hochgelegenen Straßen und Häusern führen

deutscher Herkunft. Es haben ja viele Deutsche, so Georg Schilling von Cannstatt, der tapfere Admiral der Ordensgaleeren, in den Reihen der Ordensritter gekämpft.

Die eingeborenen Bewohner dieser kleinen Insel gehören zu den merkwürdigsten Menschentypen Europas, merkwürdig schon deshalb, weil dieser Typus ebenso-



Straße in Valetta mit den für Malta charakteristischen arabischen Erkern an den Häusern

wenig wie seine Heimat streng genommen zu Europa gehört. Im allgemeinen bezeichnet man die Malteser als Mischlinge, gewissermaßen als Extrakt all der vielen Völkerschaften, von denen Menschen hier im Lauf der Jahrtausende vorübergehend oder dauernd gelebt haben. Streng genommen scheint dieser Typus aber doch nur einem dieser Völker nahezustehen, den Arabern. Von kräftig gedrungener Gestalt, mit eigentümlichen, nicht

eben schönen Gesichtszügen, erinnern die Malteser im Aussehen und Gebaren an hamitische Stämme Nordafrikas, und wenn die Männer statt des europäischen Anzugs einen Burnus und einen Turban trügen, würde



Straße in Valetta (Malta). Ziegen, die als Milchlieferanten von Haus zu Haus getrieben werden, sind ein täglicher Anblick in der Stadt

man sie für Araber halten. Die Sprache, die Lingua Maltese, ist ein Gemisch von Arabisch und Altitalienisch; sie klingt mit ihren rauhen, gurgelnden Kehllauten arabisch. Arabisch sind auch fast alle alten Ortsbezeichnungen der Inseln sowie die alten Familiennamen. Italienisch wird nur von einer dünnen Oberschicht gesprochen. Öffentliche Bekanntmachungen werden in englischer und maltesischer Sprache erlassen.

Noch entschiedener wirkt der arabische Einschlag bei den Frauen, bei denen er übrigens auch in der Tracht auffällt. Malta gehört zu den wenigen Ländern, in denen die Frauen noch allgemein an der alten Nationaltracht festhalten. Eigenartig ist die Faldetta, die aus dem arabischen Frauengewand, dem Haïk, hervorgegangen ist. Die Faldetta, ein vom Scheitel bis zu den Knien herabfallender Überwurf aus schwarzer Wolle oder Seide, hat einen Kopfteil, der durch einen eingenähten halbbogenförmigen Reifen so gesteift ist, daß er den Kopf überwölbt und durch eine leichte Handbewegung als Sonnenschutz nach verschiedenen Seiten verschoben werden kann. Sonderbar sieht es aus, wenn die Malteserin gegen den Wind geht und die Faldetta sich dann segelartig bläht.



Malteserin mit der Faldetta, der eigenartigen Nationaltracht

Da das übervölkerte Malta nicht allen Bewohnern ein auskömmliches Dasein gewähren kann, wandern die Malteser der unteren Schichten häufig aus; man findet sie überall in den Häfen des Mittelmeers und der Le-

vante als Arbeiter, Schiffer oder Kleinhändler und erkennt sie bald an ihren charakteristischen Gesichtszügen. Haben sie draußen etwas erspart, so kehren sie nach Malta zurück, denn wie karg ihre Heimat auch sein mag, hängen sie doch liebevoll an ihr. Gegen die englische Herrschaft findet der Malteser kaum etwas einzuwenden, wenn er auch durchaus nichts anderes als Malteser sein will, also weder Italiener noch Engländer. Sein nüchterner, auf das Praktische gerichteter Sinn weiß die materiellen Vorteile, die Malta dem englischen Kriegshafen mit seinem großen Bedarf an Arbeitskräften verdankt, wohl zu schätzen.



Malteser Bauernmädchen auf der Landstraße

Dem inneren Verkehr der Insel dient eine Kleinbahn, die in gut halbstündiger Fahrt Valetta mit der im Mittelpunkt Maltas gelegenen Stadt Città Vecchia verbindet, sowie eine Dampferlinie zwischen Malta und Gozo. Der Ausflug nach Città Vecchia ist überaus lohnend, aber man benützt dazu statt der Eisenbahn besser einen offenen Wagen, um einen unbeschränkten Einblick in das Eigentümliche der maltesischen Landschaft

und die Art der Bodenbestellung zu gewinnen. Übrigens tut der Fremde bei seinen Streifzügen hierzulande gut daran, sich sowohl gegen die Sonne wie auch gegen den Wind zu schützen. Malta hat ein angreifendes Klima, das durch den schroffen Gegensatz der hohen Temperatur und der heftigen, fast beständig herrschenden Seewinde bedingt ist. Für Rheumatiker ist das kein Land. Überall auf den kahlen Inseln, auch in den Häusern mit ihren luftigen Wohnhöfen „zieht" es. An geschützten Orten schmort man in der Sonne; wird dann der durchglühte Körper dem verhältnismäßig kühlen Seewind ausgesetzt, so empfindet er ihn als unangenehm kalt.

Man könnte nicht behaupten, daß die maltesische Landschaft bestechende Reize böte, aber eigenartig ist sie sicher zu nennen. Die Bauernhäuser sind, auch das ist ganz arabisch, fensterlose weiße Steinwürfel. Wälder, Flüsse und Quellen gibt es nicht; das Wasser muß in Regenzisternen angesammelt werden. Die terrassenförmig aufgebauten Äcker sind von hohen Feldsteinmauern umsäumt, die in ihrer Massigkeit den vorherrschenden Eindruck des Öden, Steinigen noch verstärken; aber die aus zertrümmertem Gestein gewonnene Erde ist ungemein fruchtbar und gewährt mehrere Ernten im Jahr. Wer hätte nicht von Maltakartoffeln gehört, die man bei uns im Frühjahr so willkommen heißt, wenn die Wintervorräte nicht mehr schmackhaft sind. Der Name wird wohl noch lange bleiben, aber die sogenannten Maltakartoffeln werden jetzt größtenteils aus Südspanien und den Kanarischen Inseln, kaum aber noch aus Malta eingeführt. Es gibt auch „echte" Maltakartoffeln, die pfiffige Händler aus Resten der Herbsternte zu machen verstehen.

Von der hochgelegenen Città Vecchia kann man ganz Malta bis zur Schwesterinsel Gozo überschauen. Città

Vecchia, auch Notabile genannt, war vor der Gründung Valettas die stark befestigte Hauptstadt Maltas und zur Zeit der Ordensritter, die hier eine prächtige Kathedrale bauten, ein belebter Platz. Jetzt ist es still zwischen den alten Palästen, so still, daß der einsame Wanderer fast vor dem Widerhall seiner Schritte auf den Kalkstein-



Ruinen ausgegrabener Bauwerke aus der Vorzeit Maltas

fliesen erschrickt. In der Nähe von Città Vecchia wurden die Reste gewaltiger Bauwerke freigelegt, die, aus der ältesten Vorzeit der Insel stammend, Zeugen dafür sind, daß auf Malta lange vor dem Auftreten der ersten phönizischen Kolonisten Menschen lebten, die fähig waren, Bauten aus mächtigen Steinblöcken zu errichten. Die Ausgrabungen sollen fortgesetzt werden, und es ist sicher noch manches Überraschende zur Kulturentwicklung der vorgeschichtlichen Mittelmeerrasse zu erwarten.

Lolita

Novelle von E. Grupe-Lörcher

Ein Meer von buntfarbenem Licht. Farbenprächtige Girlanden, Lampions, die sacht im leisen Frühlingswind schaukeln. Musik an allen Ecken und Enden. Kastagnettengeklapper. Ein langer, teils vierreihiger Korso eleganter Automobile oder Equipagen. In ihnen schöne Frauen im Schmuck ihrer langen weißseidenen Spitzenmantillen über hochaufragenden Schildpattkämmen.

Man feiert in Sevilla, wie alljährlich, mit den „Ferias" das Fest des Frühlingsjubels, der brausenden Lebensfreude. Über allem spannt sich dunkelsamten, mit Sternen bedeckt, der Nachthimmel Andalusiens. Von ferne ragt der herrliche Turm der Kathedrale herüber.

Unmittelbar vor der Stadt, wo die gewundenen engen alten Straßen mit ihrer unvergleichlichen Stimmung sich weiten, ist binnen wenigen Tagen eine neue kleine Stadt von zierlichen Holzhäuschen entstanden. Einfach erbaut, denn man benutzt sie ja nur vier Tage. Trotzdem hat man sie südländisch farbenfreudig mit Arabesken bemalt, die weißen Wände mit Girlanden dekoriert und sie mit farbigen Lampions erhellt. Jede Familie von Rang und Stand hat ihr eigenes Häuschen gemietet, in dem die Dame des Hauses neben dem Gatten die Honneurs macht und Freunde, Verwandte und Bekannte der Familie zu zwanglosem Beisammensein für die Nachtstunden empfängt.

Dicht umlagert von Zuschauern und Spaziergängern, die auf den breiten Wegen unter Girlanden und Lampionketten flanieren, ist das Pressezelt. Unermüdlich erklingen aus ihm die rhythmischen Klänge der Sevillaner

Tänze. In dem kleineren Raum zur Rechten sieht man die Vertreter der Presse. Den größeren, durch eine Schranke abgetrennten Teil überlassen sie den Freunden der Tanzkunst, und die Schule des berühmten Tanzmeisters Otero lockt viele Gäste her.

Welche Menge schöner Tänzerinnen! Mädchen, die mit ihren Bewegungen noch wie Püppchen wirken, und andere, die in der früh verblühten Schönheit der Südländerinnen mit welken Zügen lächeln.

Eben hat ein Tanz aufgehört. Die Tänzerinnen zupfen sich ihre Kleider und reichbestickten seidenen Schultertücher zurecht; langwallendes Fransengewebe umschmiegt ihre Glieder malerisch bei jeder Bewegung. Sie streifen die hölzernen Kastagnetten von den Fingern und nippen aus zierlichen Gläschen goldgelben Manzanillawein. Auf kleinen runden Platten werden dünne Scheiben stark gepfefferter Wurst und Schinken herumgereicht.

Unbeachtet inmitten all dieser fröhlichen Menschen sitzt der Pianist am Klavier. Den Kopf leicht zurückgeneigt, hält er die Augen geschlossen. Er ist blind. Lebensfreude umwogt den sinnenden Einsamen.

Da legte sich eine Hand auf die seine, die am Ende der Tasten den schwarzen Ebenholzrand des Klaviers umkrampft hielt; eine weiche, schmächtige Kinderhand.

Er zuckte leicht zusammen und straffte sich auf. War das Zufall oder Absicht? — Aber die Hand glitt nicht wieder schnell herab, sie tastete und öffnete die seine, um sich dann in sie hineinzuschmiegen.

Ein eigenartiges Gefühl überwallte ihn. Wer achtete auf ihn, den einsamen Blinden? Er neigte sich zur Seite und fragte: „Wer ist es?"

„Lolita!"

Er wußte, es war eine der jüngsten Schülerinnen der

Tanzschule, er kannte ihren Namen, da der Tanzmeister oft grollend rief: „Lolita, du könntest, wenn du wolltest! Aber dir liegt scheint's nicht allzuviel am Tanz. He?"

Der Pianist fragte: „Was gibt's, Lolita?"

„Don Pedro, ich fühle, daß es traurig für Sie ist, blind zu sein. Gerade heute. Und trotzdem spielen Sie uns zum Tanz auf."

Eine Weile blieb es still. Die Feinfühligkeit des Kindes erschütterte ihn.

„Ich spiele zum Tanz, Lolita, weil ich damit mein Brot verdienen muß. Seit ich blind bin, kann ich meinen früheren Beruf nicht mehr treiben. Es war mein Glück, daß ich so gut Klavier spielen konnte. Verstehst du, ich mag nicht, wie so viele hier in Sevilla, als Bettler leben. Mich auf die faule Haut legen? Nein, das mag ich nicht."

Nach Sekunden fragte sie: „Sind Sie ganz allein, Don Pedro? Haben Sie keine Mutter, keine Frau?"

Er neigte sich ein wenig zu ihr herab. Sonderbar, daß ein fremdes Mädchen sich um sein Schicksal, um sein Leben kümmerte. Ruhte vielleicht in dieser Kinderseele noch der göttliche Funke der Nächstenliebe, der reinen Teilnahme?

„Mein Kind, ich bin ganz allein in meinem Häuschen. Eine alte Frau tut mir die notwendigsten Dienste; aber sie ist fast taub. Wenn ich daheim Klavier spiele, um mir die Einsamkeit erträglicher zu machen, hört mich niemand. Niemand."

Nachdenklich schwieg Lolita. Dann sprach sie: „Ich möchte Sie einmal daheim spielen hören, Don Pedro! Schönes, Edles. Nicht diese Tanzweisen, in denen keine Seele klingt."

Er hatte an das Leben gedacht, das er führte. Nun

redete er weiter: „Heute starb mein treuer Hund, der mich durch die Straßen geführt und begleitet hat. Hast du ihn gesehen, Lolita? Er war mein treuester Freund! Ich werde immer an ihn denken. Wenn ich spiele, ist mir, als hörte ich sein letztes Winseln."

Die schwarzen Kinderaugen Lolitas weiteten sich. Der Ausdruck ihres Gesichtes stand immer mehr im Gegensatz zu der fröhlichen Umgebung. Ihr schwarzes, gescheiteltes Haar, das im Nacken zum Knoten geschlungen war, überragte ein hoher durchbrochener Kamm. Drei rote Nelken, die innen in seiner Rundung steckten, wie bei allen anderen Tänzerinnen, waren schon halb welk nach stundenlangem Tanz. Wie eine zu früh erschlossene ermattete Kinderblüte wirkte das bedrückte Gesichtchen.

Pedro fragte: „Warum bist du nicht fröhlich mit den andern, Lolita? Warum kauerst du dich hier zu mir in den Winkel ans Klavier?"

„Weil ich auch traurig bin, Don Pedro."

„Du bist traurig? Du, eine Schülerin der Schule des berühmten Otero?"

„Ja. Ich mag nicht tanzen."

„Wie? Da wärst du wohl die erste Sevillanerin, die nicht tanzen möchte."

„Ich will keine Tänzerin werden, will nicht tanzen auf Befehl und Zwang!"

„Wer zwingt dich denn dazu?"

„Die Leute, bei denen ich wohne. Ich bin Waise. Als auch meine Mutter starb, nahmen sie mich aus Mitleid zu sich, trotzdem sie selber arm sind und Kinder haben. Deswegen muß ich so schnell wie möglich verdienen."

Die Kleine rückte näher an den Blinden heran. Es tat ihr wohl, sich einmal alles, was sie drückte, vom Herzen reden zu dürfen. Sie fühlte, daß er sie verstand. Und sie

mußte sich eilen, denn gleich ging die Pause zu Ende. Der Tanzmeister würde ihr wieder zurufen, den Fandangillo zu tanzen, den sie mit zwei andern bis jetzt am besten konnte.

„Die Leute meinen, mit Tanzen könne ich am schnellsten verdienen. Als sie mich zu Otero brachten, sagte er, aus mir wäre etwas zu machen. Ich könnte bald abends im Kursaal auftreten, in den die Ausländer kommen, um Sevillaner Tänze zu sehen."

Der Blinde senkte still den Kopf. Ja, Ausländer gingen dorthin, aber auch die Sevillaner Jungherrenwelt, kecke, frivole, auf Abenteuer erpichte junge Männer. Reiche Leute, die das Arbeiten am Tage nicht nötig hatten, für die das Leben erst am Abend begann. Dort sollte sich die kleine Lolita Abend für Abend zur Schau stellen? Dies zarte, in sich gekehrte Mädchen?

„Magst du denn gar nicht gern tanzen? Machte es dir denn auch beim Meister keine Freude?"

„Nein! Nie komme ich zur Ruhe. Alles probiert er mit mir durch. Jeden Tag muß ich tanzen. Und jetzt bei den Ferias gar vier lange Tage und die Nächte hindurch. Wenn ich heimkomme, bin ich wie zerschlagen!"

Der Blinde nickte. „Ich weiß es."

„Wenn es einmal so weit ist, daß ich öffentlich auftreten und Geld damit verdienen soll, davor graut mir."

„Davor ist dir bange, Lolita?"

„Ja!" Es klang hart und bestimmt. Das trostlose Gesichtchen konnte der Blinde nicht sehen. Er fragte: „Was wünschest du dir dann, Kind?"

„In einem Haus möchte ich still leben, für andere sorgen, so wie meine Mutter es tat. Aber das geht nicht; ich muß ja bald verdienen. Jeden Tag graut mir vor der Tanzstunde. Ich mag die andern Mädchen nicht. Die

meisten sind verdorben, Don Pedro. Und immer wühlen sie gegeneinander; eine ist immer neidisch auf die andere. Keine darf besser tanzen ..."

Sie schwieg und wandte den Kopf zu den andern hinüber. Sonderbar! Ihr war es, als dränge ein Strom aus ihrem Herzen in der Sehnsucht, sich einmal ganz aussprechen zu dürfen. Und doch fand sie die rechten Worte so schwer.

Aus der Mitte des Zeltes kam ein Herr auf sie zu. Sein Alter war schwer zu schätzen. Der große breitrandige steife und hochköpfige Hut der Andalusier gab seinem feinen, blassen Gesicht ein eigenes Gepräge. Man konnte ihn fast für einen Jüngling halten, wenn die scharfen Falten um den Mund nicht gewesen wären.

Er winkte dem Mädchen.

Lolita seufzte. Aber nur der Blinde hörte den schmerzlichen Laut. Die Pein, trotz körperlicher Erschöpfung wieder fieberhaft tanzen zu müssen, hatte ihr den wehen Ton erpreßt. Sie seufzte über eine gefürchtete Zukunft, ein Leben, das sie nicht ändern konnte.

War das wirklich unmöglich ...?

Der Tanzmeister rief dem Klavierspieler zu, er solle den Fandangillo begleiten. Sicher und in unvergleichlichem Rhythmus erklang die Musik. Nie hatte Otero einen Klavierspieler von so musikalischem Gefühl gehört, wie diesen Blinden.

Die Reihen der Zuschauer wurden immer dichter. Die Sevillana kann fast jede Andalusierin tanzen, seltener aber den Fandangillo. Tanzt man die Sevillana zu zweien, die sich gegenüberstehen — fast immer sind es Mädchen —, so wird der Fandangillo einzeln getanzt. Meister Otero hatte seine besten Schülerinnen herausgesucht. Zuerst sahen alle auf die Große, Schlanke, die

ein schwarzseidenes Fransentuch über das grasgrüne Gitanakleid geworfen hatte. Aber dann schauten doch die meisten nach der zarten Gestalt der kleinen Lolita, denn sie tanzte am reinsten. Aber wer sie genau betrachtete, der sah auch, daß sie ohne Freude tanzte. Das oft erzwungene freundliche Lächeln der andern lag nicht in ihrem gütigen seelenvollen Gesichtchen. Schön war sie nicht; dazu waren ihre Ärmchen zu dünn, ihr zartes Körperchen schien unterernährt. Das zarte Gesichtchen wirkte müde, die Wangen waren eingefallen. Die sonst so schönen, seelenvollen Augen leuchteten nicht mehr. Und doch fesselte sie alle durch ihre Grazie. Ihre Füßchen schwebten, flogen und huschten; der biegsame Körper schien nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen. Aber sie tanzte gezwungen, tanzte, weil der Meister es wünschte, weil sie Geld verdienen mußte. Dabei dachte sie an den Blinden, an seine bittere Einsamkeit. In Gedanken hörte er wohl immer noch das schmerzliche Winseln seines sterbenden Hundes, seines letzten, einzigen Freundes.

Als der Tanz zu Ende war, überschüttete man die drei mit Lob. Die beiden Größeren nahmen es wohlgefällig an.

Lolita lächelte fast schmerzlich, als man ihr huldigte. Wie wenig machte sie sich daraus. Ach, viel lieber wäre sie irgendwo in einem stillen Winkel gesessen, eine liebe gütige Hand auf ihrem Scheitel fühlend.

Elend und verlassen war ihr ums Herz.

Der Blinde saß wieder ruhig am Klavier, den Kopf, wie immer, etwas zurückgeneigt, ruhig wartend, bis Meister Otero ihn wieder zum Spiel aufrief.

Ja, er war einsam. Aber auch die kleine Lolita fühlte sich elend und verlassen. Sie quälte sich bei fremden Leuten, die sie zwingen wollten, Tänzerin in einem

Varieté zu werden. Ihr stilles, feines Wesen sträubte sich dagegen. Sie war zu gut dazu.

Wenn er sie zu sich nähme? — In sein kleines Häuschen?

Er hörte das Rascheln ihrer Kleider neben sich. Die Kastagnetten, die sie von den Händen streifte, schlugen leise aneinander. Nun saß sie wieder neben ihm. Er hörte sie klagen: „Ach, wenn der Meister mich doch nicht mehr riefe! Ich kann nicht mehr. Ich bin so matt und müde."

Sie legte ihre Kastagnetten neben seine Hand auf das Ende der Tasten.

Pedro flüsterte ihr zu: „Kind, wenn du so müde bist, könntest du da nicht heimgehen?"

Leise antwortete das Mädchen: „Ich wage es nicht. Ich wollte es tun. Aber dann kommt der Meister morgen zu den Leuten und beklagt sich. Und die Frau warnt mich ohnedies immer und verlangt, ich müsse alles tun, damit der Meister mit mir zufrieden sei."

Der Blinde senkte den Kopf. Drei Nächte mußte die Kleine durchtanzen. Die Zuschauer, die sie umdrängten, dachten die wohl einmal daran, wie müde die Tänzerinnen sind? Und morgen war der vierte Tag! Auch morgen mußte Lolita wieder tanzen, eine lange Nacht hindurch.

Da neigte er sich vor: „Lolita! Wenn du zu mir kämst? Für immer! — Ich bin einsam. Und du auch. Glücklich wäre ich, für dich sorgen zu dürfen. Bis jetzt lag mir nichts daran, ob ich Geld verdiente und wieviel. Kämst du zu mir, dann würde ich mit Freuden Geld erwerben."

Lolita konnte sich kaum fassen. Dann aber begann sie zu begreifen. Gedanken, jäh und hastig, flogen ihr durch den Sinn.

Ich will ihm seine Güte lohnen, danken! Ich werde ihn auf der Straße führen.

Der Blinde wußte nicht, ob sie ihn recht verstanden hatte.

„Du brauchst nicht Tänzerin werden. Wenn du willst, sollst du in meinem Haus einen stillen Winkel finden."

Da legte sich ihre Hand wieder auf seine Rechte. Sie schaute sich nicht einmal um, ob es jemand sah oder nicht. Ihr aufsteigendes Glück wurde zur Beseligung. War das möglich? Sollte ihr vergönnt sein, in stiller Pflichterfüllung für einen Unglücklichen leben zu dürfen?

„Don Pedro, Sie sind gut! Ich danke Ihnen! Sie ahnen nicht, wie es mir immer ums Herz war. Und wenn ..."

Der Tanzmeister rief; er verlangte die Sevillana. Ein Trupp von durchreisenden Ausländern war eben ins Pressehäuschen gekommen. Die Gäste wollten den typischsten aller andalusischen Tänze von der berühmten Oteroschule vorgeführt sehen.

Wenige Sekunden darauf schwang Lolita wieder ihr schlankes, schmächtiges Körperchen in den leidenschaftlichen Drehungen und Windungen der Sevillana. Zum erstenmal in dieser Nacht glänzte in ihren samtschwarzen Augen ein inneres Leuchten.

Der Blinde spielte die abgehackte feurige Weise der Sevillana und dachte daran, daß seit der Stunde, da es Nacht um ihn geworden, zum erstenmal ein Strahl beglückender Liebe zu ihm drang und sein Herz zu erwärmen begann.

Wenn morgen nacht die bunten Lichter hier alle wieder verlöschen, wenn die Girlanden herabgenommen, die Holzhäuschen wieder abgetragen würden, wenn die fröhliche Menge verflogen sein und den meisten nichts

bleiben würde als die Erinnerung an flüchtig durchlebte Stunden, dann durfte er mit dem Bewußtsein in seine zukünftigen Tage hineingehen: ein sanftes, stilles Glück darin zu finden, das verlassene Kinderseelchen als väterlicher Freund zu umsorgen.

Während er die Tanzweise spielte, sann er darüber nach, welches seiner schönsten, sehnsüchtigsten und edelsten Musikstücke er der kleinen Lolita daheim künftig vorspielen wollte . . .

Scharade

Die ersten beiden, rein wie Gold,
Sie sind der Schmuck der Erdenwelt;
Die Männer stehn in ihrem Sold,
Vor ihnen beugt sich auch der Held.

In reichem Maß die Dritte ward
Stets dargebracht den Einsundzwei;
Wenn sie die Treue still gewahrt,
Dem Ohre lieblich klingt die Drei.

Das Ganze such in alter Zeit:
Dem Drei der ersten beiden zart
War seine Dichtkunst meist geweiht,
Und deshalb ihm sein Name ward.

••••••••

Silbenrätsel

bel, bing, dat, dech, e, ei, el, en, ga, ge, gi, ich, im, jas, le, le, me, mon, mor, neu, ni, nim, pal, per, vis, pos, ro, rod, sa, se, se, tel, tel, trap, trotz, zan, zel. Aus den vorstehenden Silben sollen fünfzehn Wörter gebildet werden, welche bezeichnen: 1. ein Reptil, 2. eine Person aus Schillers Wallenstein, 3. ein Königreich, 4. einen Mädchennamen, 5. ein afrikanisches Raubtier, 6. einen Jägernamen, 7. eine Antilopenart, 8. einen nordamerikanischen Pelzjäger, 9. einen Baum des Südens, 10. einen Stein, 11. eine deutsche Handelstadt, 12. ein Werkzeug, 13. eine Dichtungsart, 14. eine Pflanze mit unverwelklichen Blüten, 15. eine Art Widersetzlichkeit. Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Kernspruch aus Schillers „Wilhelm Tell“.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Fischfang in Norwegen

Von Alb. G. Krueger / Mit 9 Bildern

Norwegens Küste vom Svinesund bis zum Varangerfjord hat, die Fjorde nicht mitgerechnet, eine Ausdehnung von achttausendvierhundert Kilometer. An der ganzen Strecke wird Fischfang getrieben. Man fischt für den Bedarf im eigenen Hause, zu bestimmten Zeiten aber des Erwerbs wegen und zu Handelszwecken im großen.

Längs der Küste Finnmarkens, von Sörö bis zum Varangerfjord, wird in der Zeit von Anfang März — für den höchsten Norden also zur strengsten Winterszeit — der Finnmarkenfischfang betrieben. Am öden Strand des Eismeeres kommen von weit her in offenen und halboffenen Fischereifahrzeugen eine Menge von Fischern zusammen. Da sieht man Nordlandsboote mit hohen Steven, Söndermörsboote, die leicht über die Wellen dahintanzen, Strilens zuverlässige Boote oder kühngeformte Havalerboote. Aus jeder Gegend kommen besonders gestaltete Boote. Zu bestimmten Zeiten versammeln sie sich an bekannten Fischplätzen, heute noch ebenso wie einst ihre Vorfahren, um auf das langsame Hereinströmen der Fische zu warten.

Aus der Mythen- und Sagenzeit erhielt sich die Kunde, daß man zum Fischfang ins Eismeer zog. König Öisten ließ um eintausendeinhundert eine Kirche und Bootschuppen in Vaagen in den Lofoten erbauen. In den Jahrhunderten des Niederganges wurde die Fischerei in Norwegen als Privileg an einzelne verliehen, ebenso wie der Handel in Nordland das ausschließliche Recht weniger war. Die Nordlande sind jetzt nicht mehr lediglich auf den Fischfang angewiesen, wenn auch die Fischerei



Fischerflotte bei den Lofoten

für diese Gebiete noch immer die Hauptquelle bedeutender Einkünfte geblieben ist. Im Jahr 1904 wurden allein annähernd zwölf Millionen Kabeljau im Gesamtwert von drei Millionen Kronen gefischt; 1920 etwa achtunddreißig und 1923 etwa fünfzig Millionen im Gesamtwert von dreizehn Millionen Kronen.

Alljährlich im März kommen Scharen von Dorschen, vom Walfisch gejagt und gefolgt von vielen Tausenden schreiender, raubgieriger Seevögel. Die Fischer sind zuvor an den Fangplätzen eingetroffen und ruhen einstweilen in Erwartung der Fische. Wachen, teilweise von hoher Warte aus, beobachten den Zug des nahenden Segens. Sobald der Ruf ertönt: „Der Dorsch naht!" werden die Boote seeklar gemacht, und hinaus geht's in langem Zuge zum Fang.

Schwer und hart ist die Arbeit auf den Fahrzeugen. Keine Ruhe gibt's, weder bei Tag noch bei Nacht, denn die Fangzeit ist kurz, und jeder bemüht sich, soviel als möglich der kostbaren Beute zu erjagen. Durch fortwährendes Schlachten und Ausnehmen der Fische triefen Fahrzeuge und Fischer bald von Blut und Fett. Unsicher wird der Gang auf den glitschigen Schiffsplanken; Unglücksfälle sind nicht selten. Immer wieder werden die Netze ausgeworfen und eingezogen; die Fische häufen sich. Auch am Land wird fieberhaft gearbeitet. Händler feilschen, Räuchereien und Trockenanstalten haben ihre Tore weit aufgetan; alle Schlote rauchen. Die ganze Gegend durchzieht der nicht besonders angenehme Fischgeruch.

Bedeutender als die Finnmarksfischerei ist die Fischerei bei den Lofoten, dem größten und bedeutendsten Fangplatz Norwegens. Der Name Lofoten, ursprünglich die Bezeichnung nur eines Eilandes, gilt heute für die ganze

Inselgruppe, die oben an der Grenze zwischen den Ämtern Nordland und Tromsö, ungefähr auf dem achtundsechzigsten Breitengrad liegt. Diese Inseln, deren herrliche Berggipfelreihen im Sommer in der magischen Beleuchtung der Mitternachtsonne von vielen Fremden bewundert werden, sind während der kurzen Winterhalbtage der Schauplatz gewaltigen Lebens und Treibens. Im April



Norwegischer Fischdampfer

hört das Fischen in der Regel nach und nach auf. Anderthalb Monate später liegen die Inseln mit ihren Bergspitzen und Buchten im sommerlichen Sonnenschein. Nach allen Ländern der Welt wird nun der Dorsch als „Klippfisch" — so nannten zuerst norddeutsche Handelsleute den auf den Klippen getrockneten Fisch — oder als „Stockfisch" versandt, als ein von allen Gesellschaftsklassen geschätztes Gericht.

Der Kabeljaufang ist noch immer ziemlich sicher; nicht

so günstig steht es um den Heringsfang. In manchen Jahren kommen die Heringe bis hinein in den Fjord; eine einzige große, zitternde und bebende, blanke Masse drängt sich in der inneren Bucht, so daß die Fischer ihre Netze nur ein Stück weiter draußen von Strand zu Strand aufzuspannen brauchen und Fische zu Hundert-



Schützende Unterschlupfbucht für Fischerboote in den Lofoten

tausenden in großen Eimern ausschöpfen können. Aber es gibt auch Jahre, da man die Heringe weit draußen vor der Küste, oft über eine Meile vom Land weg, „wittern" muß. Dort, wo die Heringe ziehen, glänzt das Meer in schönem Perlmutterschimmer, so daß in der Luft darüber ein heller Widerschein entsteht, den man „Heringsblick" nennt. Sobald der „Heringsblick" sicher „gewittert" ist, steuern die leichten Fischerboote mit ihren

„Keschern" in die See. Aber es können auch Jahre kommen, da die Heringe nur in geringer Menge erscheinen oder ganz ausbleiben. Dann ist bittere Not da.

Der Winterfischfang dauert von Oktober bis März. Am lebhaftesten wird er im Romsdahlamt, den beiden Bergenhusämtern, nördlich und südlich von Buddybet,



Balstad, Hafen in den Lofoten

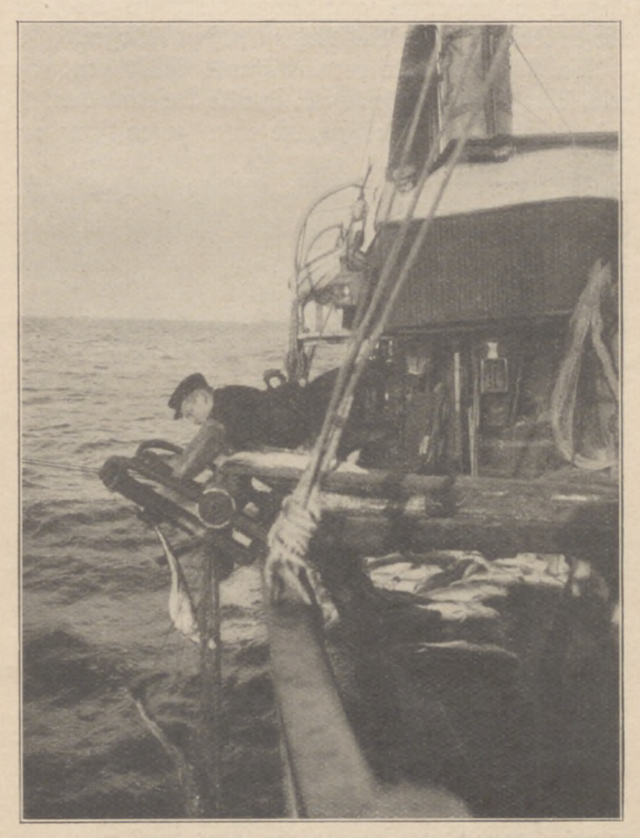
und im südlichen Bergenhusamt, besonders bei Korsfjord, Kisken und Smörsund betrieben. Der Heringsfang wird emsig auch im Stavangeramt betrieben, wo Stavanger und Langesund die Hauptplätze der Zubereitung und des Heringshandels sind. Längs der Süd- und Ostküste Norwegens erstreckt sich das Gebiet des sogenannten „Östlandske Fischfangs" bei Hvaler, Vallö, Tönsberg, Tönde, dann weiter im Langesundfjord und bei Kra-

gerö, vorüber längs der Küste von Rednes bis nach Kristiansund.

Zum Heringsfang benützt man seit alter Zeit das Treibnetz. Die riesige Netzwand besteht aus einzelnen Teilen, die je vierzig Meter lang und zehn Meter hoch sind. Am oberen Rand befindet sich eine starke Leine, das „Reep"; Korkflöße oder sonstige Schwimmer sind daran befestigt, um das Netz in bestimmter Tiefe im Wasser schwimmend zu erhalten. Diese Leine heißt Sperreep; das starke Tau, Fleetreep genannt, welches die Tausende von Metern lange Netzwand hält, wiegt bis zu fünfzig Zentner. Am Fleetreep werden in gewissen Zwischenräumen Treibtonnen oder Bojen befestigt, die das Netz halten und auf dem Wasser zugleich seine Lage angeben. Wenn mit Sperreep und Fleetreep ein Triftnetz oder Fleet an das andere gesetzt wird, entsteht die gesamte Netzwand, die in gerader Linie senkrecht in einer bestimmten Wassertiefe treibt. Gegen Abend wird durch Austreiben oder Aussegeln die Netzwand ausgebracht. Beim Austreiben läßt man das Netz an der Backbordseite ins Wasser gleiten, während durch Meeresströmung und Wind das Fahrzeug ab- und rückwärts getrieben wird; beim Aussegeln wird das Netz zu Wasser gebracht, indes das Fahrzeug vorwärts segelt.

Je nachdem die Heringszüge in tieferen oder höheren Wasserschichten schwimmen, umso tiefer oder höher muß die Netzfleet gestellt werden, die oft eine gewaltige Fläche von vielen Tausenden von Quadratmetern bedeckt. Gelangt ein Heringschwarm gegen eine dieser ungeheuren Netzwände, so drängt der vorwärtsstrebende Zug gewaltig gegen die Maschen; unzählige Massen von Fischen zappeln dann in kurzer Zeit in den Netzen. Damit die Heringe nicht unter den Netzen durchdrängen oder dar-

über wegziehen, müssen die Netze jeweils höher oder tiefer gestellt werden, was mit den Schwimmern leicht zu be-



Einholen des Netzes

werkstelligen ist. Aufmerksame, erfahrene Fischer sehen bald, ob das Netz gut steht oder nicht. Die beste Stellung

ist erreicht, wenn die Fische sich gleichmäßig im Netz verteilt haben. Staut sich die größte Masse im unteren Netzteil, so hing es zu hoch; hängen die Fische jedoch im oberen Teil, so stand das Netz zu tief im Wasser.

Kein Fischer könnte nur annähernd bestimmen, wie reich sein Fang ausfallen wird. Dunkle Luft und dunkelgrünes Wasser sind Zeichen, die einen guten Fang er-



Schlachten und Ausnehmen der Dorsche an Bord eines Schiffes

warten lassen. Es kommt vor, daß die im Netz gefangenen Fische ein Gewicht von vier- bis sechstausend Zentner erreichen. Doch ist es selten, daß ein Netz vollgefüllt aufgeholt, das heißt „gehievt", wird. Durchschnittlich wurden von norwegischen, deutschen und englischen Fischerflotten in der Nordsee von 1910 bis 1913 etwa zweiundzwanzig Millionen Tonnen Heringe gefangen. Im Jahre 1906 stellten deutsche Fischer fest, daß zu besonderen Zeiten und an gewissen Orten die Heringe sich

tagsüber in der Nähe des Meeresgrundes aufhalten. Ob nun das helle Tageslicht die Fische in die Tiefe treibt, oder ob sie ihrer Nahrung, den feinen Planktonkrebsen wegen, nach unten streben, darüber weiß man noch nichts Sicheres. Deutsche Kapitäne und Fischer stellten nach dieser Erfahrung den Heringen mit der „Kurre", dem Grundschleppnetz, nach. Nach mühevollen Versuchen



Gefangene Dorsche

und Verbessern der neuen Fangweise hat sich der sogenannte „Trawlheringsfang" als ergiebig erwiesen. In acht bis zehn Tagen sind damit durch einen Dampfer über tausend Zentner Heringe gefangen worden. Die neue Fangart konnte bisher leider nur in der Zeit von Mitte Juli bis Anfang November in der westlichen Nordsee — Fladengrund und Doggerbank — und im Februar bis März bei Skagen nutzbringend angewandt werden.

Die Dauer des Einholens des Netzes hängt von man-

cherlei Umständen ab. Ist das Wetter gut, die Fleet klar, sind wenig Heringe darin, kann die Arbeit in zwei Stunden bewältigt sein. Bei rauhem Wetter und wenn der Fang groß ist, geht die Arbeit mühevoll und langsam vor sich; dann sind vier bis sechs Stunden dazu nötig. Bei stürmischem Wetter, wenn das Einholen schwierig, ja manchmal unmöglich ist, geht zuweilen die ganze Beute samt dem teuren Netz verloren.

Sofort nach dem Fang werden die Heringe geschlachtet und verpackt. Man schneidet den Fischen die Kehle durch und nimmt Kiemen, Leber und Galle sowie auch das Blut heraus. Die so gereinigten Heringe werden dann sortiert, gesalzen und in Tonnen verpackt. Die noch nicht voll ausgewachsenen Fische werden „Matjes" genannt. Sie haben meist weder Milch noch Rogen, höchstens Ansätze dazu; die ausgewachsenen Fische heißen „Vollheringe".

Wenig bekannt ist die Jagd auf Haifische im Polarmeer. Die großen, gefährlichen Arten leben in südlichen Meeren. Die wenigen Arten der nördlichen Meere sind besonders gesucht wegen ihrer Leber, die einen vorzüglichen Tran gibt. Hauptsächlich stellt man einer arktischen Art nach, die nur in hohen Breitengraden vorkommt. Westlich der Linie Nordkap—Spitzbergen bei Storeggen in einer besonders tiefen Bucht ist das Jagdgebiet der Haie. Nebel, Schnee, Eis und graue Öde herrschen hier den größten Teil des Jahres. Ein vereinzelter Segler, ein schmutziges Kohlenschiff von Spitzbergens Kohlenlagern, im Sommer gelegentlich ein in weiter Ferne auftauchendes Vergnügungsschiff, das ist alles, was die Fischer hier das ganze Jahr hindurch zu sehen bekommen.

Hier treiben norwegische Fischer ihr Gewerbe; ihr Gewinn ist der in den Lebern der Fische enthaltene Tran.

Diese Lebern sind oft so groß, daß eine manchmal ein Faß füllt.

Auf dem gewählten Gebiet wird Anker geworfen. In einer Tiefe von zweihundertfünfzig Meter sind die „Jagdgründe". Dort wird zunächst als Lockspeise ein Gefäß mit Robbenspeck versenkt. Dann läßt man mit



Trocknen der zubereiteten Dorsche (Klippfische). Auch die Köpfe werden getrocknet und zu Fischmehl verarbeitet

Robbenfleisch beköderte, durch kurze Ketten miteinander verbundene Haken hinab. Widerstandslos läßt sich der Hai mit Hilfe des Hakens, der in seinem Körper fest sitzen bleibt, und eines Flaschenzuges an Bord heben. An Deck wird die Leber herausgeschält. Der wertlose Körper wird aber nicht über Bord geworfen, sonst würden alle Haie, die sich in der Nähe aufhalten, durch den schwimmenden Leckerbissen von den Angelhaken wegge=

lockt. Man pumpt deshalb den Leib voll Luft. Der Kadaver treibt an der Oberfläche, bis der Wind die leichte Last wegführt.

Der Fang ist meist ergiebig. Zuzeiten wird ein Hai nach dem andern eingeholt, und kein Haken ist vergeblich ausgeworfen worden, wenn an manchen auch nur noch der Kopf eines Haies hängt, weil seine Artgenossen den Leib verspeist haben. Der Gewinn des Haifanges hängt vom Weltmarktpreise des Trans ab. Wie bei andern Fischereibetrieben ist es auch hier schwer, genaue Verdienstzahlen anzugeben. Die Fangzeit dauert vom Mai bis September, und meist ist der Gewinn so verteilt, daß der Schiffseigentümer zwei Drittel und die Mannschaft ein Drittel davon erhält. Es ist eine mühselige Arbeit, für die sich nicht jeder eignet. Früher benützte man für den Haifang alte Segelschiffe, nicht selten elende Kasten. Heute arbeitet man mit kleinen Dampfern. Mit einem dieser Dampfer gelang es, vom letzten Mai bis zu Ende August annähernd vierzigtausend Mark einzuheimsen.

Am Walfischfang der ganzen Welt ist Norwegen hauptsächlich beteiligt. Kein Wunder, war es doch ein Norweger, der unlängst verstorbene Polarforscher C. A. Larsen, der den Walfang im Südlichen Eismeer in Aufnahme brachte. Nachdem er als Schiffsführer der schwedischen Südpolarexpedition von 1901 bis 1904 in der Antarktis, südlich von Amerika, große Massen von Walen entdeckt hatte, gründete er eine Gesellschaft für Walfischfang, worauf dann in Norwegen eine Gesellschaft nach der anderen entstand, von denen jährlich große Expeditionen ausgerüstet werden, Walfangdampfer, Transportschiffe und, soweit nicht von festen Landstationen aus gearbeitet wird, schwimmende Trankochereien umfassend, die mit allen Einrichtungen zur Verarbeitung

der Walfische versehen sind. Die schwimmenden Kochereien liegen gewöhnlich die ganze Fangzeit hindurch, die im Südlichen Eismeer von Ende Dezember bis März dauert, in einem geschützten Hafen, beispielsweise in Südgeorgien oder Südshetland; die Fangdampfer führen ihnen die mit der Harpunenkanone erlegten Walfische zu.



Getrocknete Dorsche

In neuester Zeit scheint sich mit dem Fang von Walen eine große Umwälzung vorzubereiten. Neuen Gesellschaften ist es fast nicht mehr möglich, in der Antarktis die Genehmigung zur Ausübung des Walfanges in der Nähe von Land zu erhalten. Sie suchen deshalb zu neuen Fangmethoden überzugehen. Die von Norwegern entdeckten Fangplätze sind heute fast ausnahmslos in Händen von Engländern, die immer da ernten, wo sie nicht gesät haben. Sie sehen die Ausbeutung durch

Fremde mit scheelen Augen an, zumal immer mehr englische Gesellschaften den Walfang betreiben.

Die von den Norwegern zum Walfang ausgerüsteten schwimmenden Kochereien folgen den Fangdampfern ins offene Meer und verarbeiten die erlegten Wale auf See.

Um den Walfang ohne Verbindung mit Land betreiben zu können, müssen die schwimmenden Kochereien — meist große Fahrzeuge mit zehntausend Tonnen Tragfähigkeit — besonders eingerichtet werden. Eine neugegründete norwegische Fanggesellschaft benutzt eine schwimmende Kocherei, die am Achterteil eine schräge Fläche hat, auf der die Fische nach dem Deck gezogen werden, wo die Speckschicht abgetrennt wird. Dann wird der Kadaver nach einer anderen Stelle des Schiffes befördert und dort verarbeitet. Überall auf dem offenen Meer, wo es Wale gibt, kann mit diesen schwimmenden Kochereien der Fang betrieben werden. Auch die große norwegische Expedition, die gegen Ende 1924 nach dem Roßmeer ging, wo der Leiter, Kapitän C. A. Larsen, starb, hatte eine schwimmende Kocherei von achtzehntausend Tonnen und war mit Spezialeinrichtungen versehen.

Im Jahre 1923 wurden beim Walfang insgesamt 847 752 Faß Tran gewonnen, wovon dreiundfünfzig Prozent auf Norwegen fielen.

Homonyme Romanszenen

1. „Hier haben Sie — — —," sprach der Graf. „Bringen Sie es sofort zur Post, lassen Sie es aber — — —."

2. „Wir waren in Paris, gingen auf der Austerlitzbrücke über die — —," setzte der Detektiv — — Erzählung fort, „als ein plötzlicher Windstoß ihm — — Mütze vom Kopfe riß."

3. Er stürzte —, — seinen Blicken sprühte wilder Haß, nur mühsam konnte er von Tätlichkeiten zurückgehalten werden, und mit einer wilden Drohung auf den Lippen ging er — —.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Das siderische Pendel

Humoreske von Artur Iger

Da, wo Wolferts Frieder daheim war, in der Gegend, wo die Tauber vom bayrischen ins württembergische Land fließt, waren die Leute besonders gescheit. Man wußte, die Hohenlohischen ließen sich so leicht keinen blauen Dunst vormachen. Und Wolferts Frieder war einer der Schlauesten. Er schaffte zwar fleißig auf eigener Scholle gemeinschaftlich mit seinem Bärbele, aber des Lebens Vergnüglichkeiten genoß er gern allein. Auf dem Acker, im Weinberg, im Gärtle, überall sah man sein wackeres Weib arbeiten. Wenn's aber zur Messe nach Königshofen, zur Kirchweih nach Weikersheim oder zum Bauerntag nach Creglingen ging, da wollte der Frieder allein sein. Bei ihm galt das Wort: „Frau und Katz gehören ins Haus." Er dachte: „Allein ist das Vergnügen größer, und Geld bleibt auch mehr im Beutel." Wenn's auch der Bärbel zuerst hart ankam, in langjähriger Ehe hatte sie sich doch daran gewöhnt.

Am Sonntag in aller Herrgottsfrühe sprang der Frieder wohlgemut aus der Bettstatt. In bester Laune sagte er: „Bärbel, wenn dös in Erfilling geht, was i troamt hob, dann bring i dia ebbes Schees mit."

„Was hoscht no troamt?"

„Ha nu, i war uff'm Kiliansfescht und hob ebbes Glänzends g'wunne."

An die Erfüllung des schönen Traums wollte Bärbel zwar nicht recht glauben, entließ ihren Frieder aber doch mit den besten Segenswünschen.

Als er auf dem am breiten Mainstrom sich hinziehenden großen Festplatz Umschau hielt, da ging er zuerst

zum Hofbräu, ließ sich einen Maßkrug gut füllen und labte sich an Weißwürsten. Hernach schaute er die Buden an. „Attraktionen“ und sonstige Sehenswürdigkeiten.

Nachdem er alles gründlich durchgekostet hatte und merkte, daß das Würzburger Hofbräu heuer gut war, schwenkte er nochmals ab zum Glückshafen, wo es allerlei zu gewinnen gab.

Das war was für den Frieder! Jedes dritte Los gewinnt! Hauptgewinn eine echt goldene Uhr, auf sieben Steinen laufend. Hotz Herrschaft! Eine Uhr für ein Fünfzigpfenniglos. Hatte er nicht geträumt, er würde „ebbes Glänzends“ gewinnen? — War das nicht ein Wink des Schicksals?

Frieder nahm ein Los. Nix war's. Er kaufte noch eins. Damit ging's nicht besser. Jetzt nahm er gleich drei Stück. Wenn von dreien ein Los gewinnen sollte, dann mußte er ja rauskommen! Diesmal gewann er eine papierene Zigarrenspitze. Das machte ihm von neuem Lust. Nochmals drei Stück. Nix war's. Wieder drei und abermals nix; aber beim drittenmal schwang die Maid hinterm Glückstisch einen Taschenkamm.

Der Frieder wollte aber weder das Spitzle noch das Kämmle, er wollte die goldne Uhr. Er nahm ein halbes Dutzend Lose nach dem andern; aber der Teufel trieb sein Spiel mit ihm — die Lose hatten immer andere Nummern als die schöne glänzende Uhr.

Als er am Spätnachmittag mit mager gewordenem Geldbeutel zum Bahnhof wankte, war ans Heimfahren nicht zu denken, denn schon weit draußen vom Bahnhofplatz staute sich die Masse der Festbesucher. Der Frieder schimpfte und fluchte über die Schluderwirtschaft, bis ihn ein lang aufgeschossener Badenser am Ärmel zupfte und sagte: „Wozu sich ärgern? Das schadet dem

Herzen, der Leber und den Nieren. Wo seid Ihr denn daheim?"

„Im Hohenlohischen."

„Na also! Da müßt Ihr ja auch bis Lauda. Da gehn wir halt ein Stückle dem Zügle voraus, inzwischen steigen viel Leut' wieder aus, und wir kommen immer noch mit."

Der Frieder zog seine Uhr, die an einer schwersilbernen Kette hing. Der Mann hatte recht. In zwei Stunden kann man weit laufen und unterwegs weiterfahren.

So marschierte er mit dem Badenser auf der Landstraße gen Heidingsfeld zu.

Als sie aus dem Maintal hinauskamen und rechts von saftigem Wiesenland ein Tannenwald stand, meinte der Frieder scherzend, jetzt sei's mit der Feuchtigkeit vorbei. Der Badenser sagte: „Oh, unten gibt's Wasser genug. Quellen und Wasseradern."

Der Frieder glotzte den Langen an. Woher er das wisse?

Nun fing der an, daß man mit dem siderischen Pendel haargenau feststellen könnte, wo Wasseradern laufen. Wenn man kein richtiges siderisches Pendel habe, tue es auch eine gewöhnliche Taschenuhr. Wenn der Frieder wolle, könne er ihm das gleich einmal zeigen.

Warum sollte der Frieder das nicht sehen wollen? Bis der letzte Zug von Lauda abging, blieb ja noch genug Zeit, und die frische Luft tat seinem wüsten Kopf gut.

Der lange Kerl zog seine Uhr, ließ sie an der Kette baumeln und wartete, bis sie richtig pendelte. Dann blieb er noch eine Weile stehen. Nach etwa drei Minuten schritt er ein Stück weit in die Wiese hinein. Der Frieder sollte ruhig an der gleichen Stelle stehen bleiben.

Als er das Pendeln siebenmal, in der Wiese immer ein Stück weiter gehend, wiederholt hatte, rief er Frieder zu, er solle herkommen.

„Kannscht gucke, wie's ausschlägt," sagte er. „I laß mi hänke, wenn da unte ka Wasser isch."

Der Frieder sah, wie die Uhr „ausschlug". Das heißt, sie pendelte ein klein wenig hin und her.

Verblüfft fragte der Frieder: „Ja, dees kannscht aber halt nur mit deiner Uhr, gell?"

Der Wassersucher widersprach. Das könne er mit jeder andern Uhr genau so machen. Freilich müsse auch die zur Uhr gehörige Kette dabei sein. Wenn der Frieder nochmals genau zusehe, wie man's machen müsse, könne er das Quell- und Wasseradersuchen auch bald lernen.

Das ließ sich der Frieder nicht zweimal sagen. Er gab dem Badenser seine Uhr und die Kette, und der fing nun gleich wieder an, prüfte die Uhr erst in nächster Nähe und ging, als sie nicht recht pendeln wollte, immer weiter ins Wiesengelände hinein. Wohl ein dutzendmal hatte er seinen Stand gewechselt und rief Frieder ein ums andere Mal zu: „Nix isch's." Er dürfe sich nicht eher von der Stelle rühren, bis er ihm laut zuriefe. Frieder hörte aber immer noch nichts, obschon der Badenser dicht am Rain des Tannenwalds nach Wasser suchte.

Als er den langen Kerl gar nicht mehr sah, da wurde dem weinseligen Frieder doch ein wenig seltsam zumute. Er lief, so schnell er konnte, dem Wald zu und rief ein ums andre Mal: „Hallo!" und „Heda!" Aber das Echo, das er hörte, klang recht spöttisch. Der lange Kerl war mit dem „siderischen Pendel" auf und davon.

Da ging dem Frieder ein Licht auf. Er fluchte grimmig über seine erbärmliche Blödigkeit.

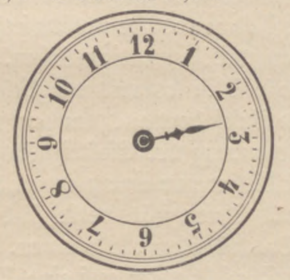
Alles Schimpfen und Fluchen nützte aber dem schlauen Frieder nichts. Die schöne Uhr mit der schwersilbernen Kette war fort. Seine einzige Hoffnung war, den Gauner beim nächsten Kiliansfest wiederzufinden. Da wollte er

schon dafür sorgen, daß das siderische Pendel zu dem abgefeimten Lumpen hin kräftig ausschlage.

Das „Mitbringsel“ war nun allerdings nicht so ausgefallen, wie Frieder gehofft hatte. Aber „ebbes Schees“ hatte er seiner braven Bärbel doch mitgebracht: die heilige Versicherung, daß er sie künftig auf alle Messen, Bauernfeste und Kirchweihen mitnehmen wollte. Denn das hatte er eingesehen: „Einem G'scheiten kann vor lauter G'scheitheit leicht ein recht ung'scheits Malheur passieren.“

Zifferblaträtsel

An Stelle der Zahlen des Zifferblattes sollen entsprechende Buchstaben gesetzt werden, so daß der sich drehende Weiser Wörter folgenden Sinnes andeutet: 1—5 Säugetier, 1—6 Gefäß, 3—6 Strandsee, 7—10 Bauwerk, 7—12 Fischart, 1—12 Stadt am Rhein.



Zur Verwendung gelangen die Buchstaben a, a, c, e, f, f, h, h, n, s, s, u.

Ergänzungsaufgabe

A	B	C
Amt-	?	Heim
Land-	?	Stein
Wal-	?	Baum
Mahl-	?	Wort
Frucht-	?	Bär
See-	?	Sturm

Unter B sind einsilbige Hauptwörter zu setzen, die mit den Wörtern unter A und C zusammengesetzte Wörter ergeben, und zwar mit ersteren als Nachwort und mit den letzteren als Vorwort; z. B. Geiz-Hals-Band. Die Anfangsbuchstaben der unter B zu suchenden Wörter nennen einen berühmten deutschen Maler.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Neuzeitliche Elektrizitätswirtschaft

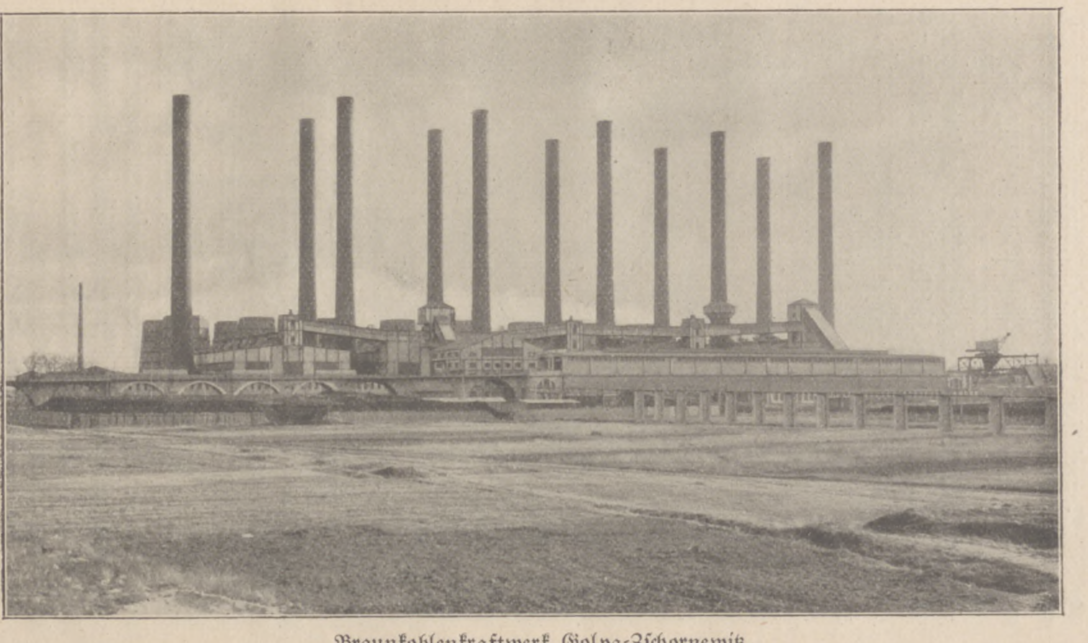
Von Ingenieur P. Max Grempe

Mit 4 Bildern und einer Karte

Die Annehmlichkeiten der Elektrizitätsversorgung für die verschiedenartigsten Bedürfnisse werden von vielen heute nur noch dann richtig geschätzt, wenn sie einmal in Gegenden kommen, in denen Strom für Licht- und Kraftzwecke noch nicht verfügbar ist, oder wenn sie in Wohnungen, Bureaus und Werkstätten gelangen, die sich die Vorteile, welche die Elektrowirtschaft bietet, noch nicht nutzbar gemacht haben. Die neuzeitliche Elektrizitätswirtschaft bietet aber nicht nur Annehmlichkeiten, man verdankt ihr wertvollste volkswirtschaftliche Hilfe in Beziehung auf die Reparationslasten. Durch die Fortschritte der Technik ist es uns möglich geworden, die Braunkohle im Reich dort auszunutzen, wo Steinkohlen fehlen. Die Bedeutung der Elektrizitätsgewinnung aus Braunkohle ist bisher nur einem engen Kreis von Fachleuten bekannt. Elektrizitätswerke sind dort angelegt worden, wo Braunkohlen vorkommen. Die Stromversorgung ist damit nicht mehr auf eine Stadt beschränkt, sondern erstreckt sich mit Hilfe von Hochspannungsstrom und Fernleitungen auf Länder und Provinzen.

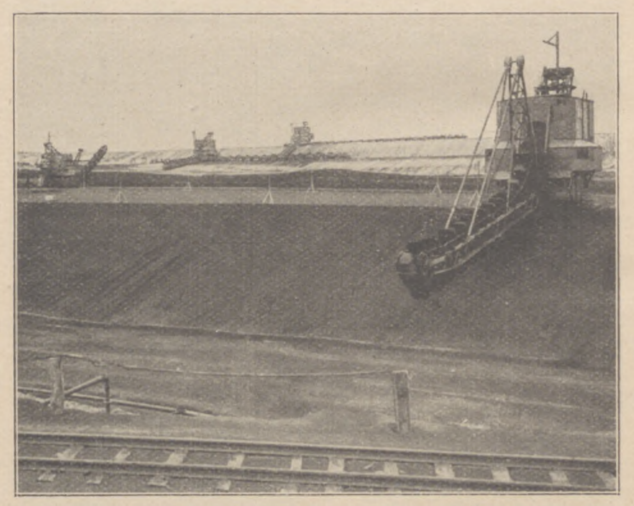
Da, wo heute in Mitteldeutschland Braunkohlen gefunden werden, standen vor Jahrmillionen im Licht der Sonne große Wälder. Das Aussehen der Erde veränderte sich; die Wälder versanken, und in Sümpfen vermoderte das Holz. Sandablagerungen bedeckten die Moore. Im Laufe großer Zeitabschnitte verwandelte sich das Holz der Bäume in der Erde zu Braunkohle.

Soll nun die in Braunkohlenablagerungen aufgespei-



Braunkohlenkraftwerk Golpa-Zschornewitz

cherte Sonnenkraft der Elektrizitätsgewinnung dienstbar gemacht werden, dann ist es nicht praktisch, die Rohkohle auf umständliche Weise in die Städte zu schaffen. Da die Braunkohle geringere Heizkraft als die Steinkohle hat, würde der Eisenbahnverkehr mit langen Güterzügen



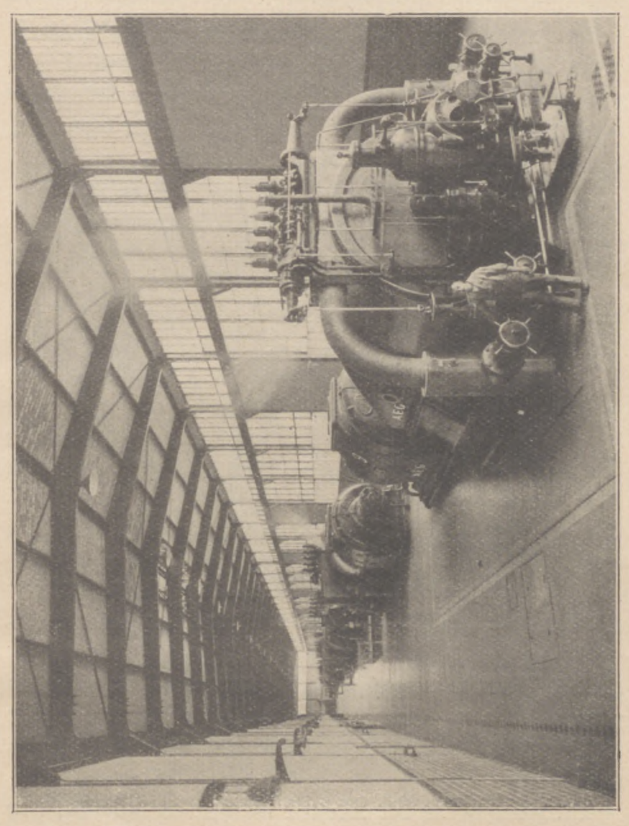
Braunkohlengrube mit Baggerbetrieb

überlastet werden, wenn man Rohbraunkohle in städtische Elektrizitätswerke befördern wollte.

Die Kraftgewinnung geht daher neuerdings in der Weise vor sich, daß zunächst gewaltige Bagger dem Menschen die beschwerliche Arbeit des Loslösens der Braunkohle aus der Erde abnehmen. Dabei werden ab und zu noch Baumstämme mit Wurzeln in einem Zusammenhang aufgedeckt, daß die Herkunft aus den Urwäldern auch dem Laien offensichtlich wird.

Die gewonnenen Braunkohlen gelangen auf großen

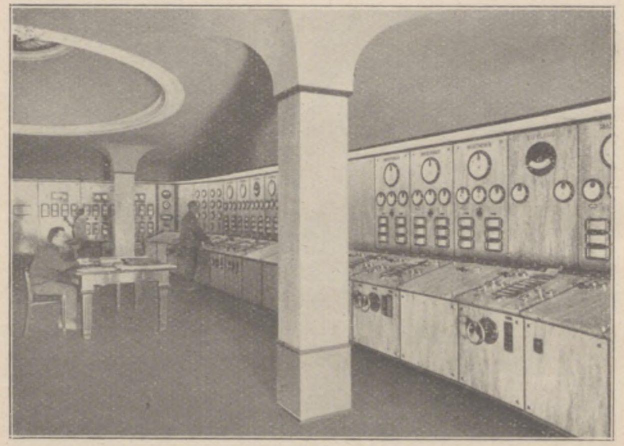
Transporteinrichtungen unmittelbar in die zahlreichen Feuerungen des Elektrizitätswerks, das jeweils dicht



Maschinenhalle, in der zehn Turbodynamos mit 160000 Kilowatt stehen

neben den Braunkohlenlagern im Betrieb ist. Hier liefert die ehemalige Sonnenkraft das Mittel zum Verdampfen des Wassers in Kesseln. In großen Turbinen peitscht der Dampf Räder zur schnellen Drehung und erzeugt in den

Dynamomaschinen Elektrizität. Zur wirtschaftlichen Fortleitung wird dann die elektrische Energie in Hochspannungsströme umgewandelt. Nun genügen dünne Leitungen an hohen Trägern, um die elektrische Kraft über Ströme und Seen, über Eisenbahnen und Landstraßen an die verschiedenen, weit vom Zentralwerk gelegenen Verbrauchsorte zu bringen. Am jeweiligen Ort



Die Zentralschalthalle, das „Gehirn" der Stromversorgung

werden dann in Transformatorstationen die Hochspannungsströme auf die für den Bedarf der Verbraucher für Licht- und Kraftzwecke geeignete niedrigere Spannung herabgesetzt.

Die Fortschritte der Technik machen es möglich, daß für alle diese Arbeiten nur verhältnismäßig geringe Arbeitskräfte nötig sind. Wie beim Abbaggern der Kohle die riesigen Maschinen nur von einigen Leuten bedient zu werden brauchen, wie die großen Feuerungen durch

weitgehende Mechanisierung wenig Heizpersonal erfordern, wie in den großen Turbinenhallen nur eine geringe Zahl von Maschinisten nötig ist, so regeln auch in der Zentralschaltanlage nur einige Leute die gesamte Stromversorgung. Das sogenannte „Gehirn der Kraftversorgung" wirkt daher beinahe bureaumäßig.



Plan der Stromversorgung Mitteldeutschlands

Die mitteldeutschen Großkraftwerke Golpa-Zschornewitz — im Bitterfelder Braunkohlengebiet—, Lauta und Trattendorf — im Niederlausitzer Braunkohlenvorkommen — liefern in den letzten Jahren nicht nur Kraft an die Reichshauptstadt, sondern an viele andere Orte im Großversorgungsgebiet. Die von diesen Werken ausgehenden Fernleitungen erreichen außer Berlin die Städte Magdeburg, Leipzig und Dresden, durchdringen die Mark

Brandenburg, die Provinz Sachsen und als Stromlieferant der sächsischen Werke den Staat Sachsen. Auch Schlesien wird neuerdings von den Kraftwerken versorgt. Da die Leitungen alle untereinander verbunden sind, so ist die Wirtschaftlichkeit und der Sicherheitsgrad der Stromlieferung sehr groß, denn einerseits können sich die Großkraftwerke untereinander und anderseits die Kraftwerke und die mit ihnen verbundenen örtlichen Elektrizitätsunternehmen gegenseitig aushelfen.

Die Elektrizitätsfernversorgung liefert den Strom für die elektrische Straßenbeleuchtung und erhellt unsere Wohnungen und Arbeitsräume. Weiter steht uns der Kraftstrom für den Antrieb der Verkehrsmittel: Straßenbahnen und in zunehmendem Maße auch der Eisenbahnen, der Elektroautomobile und Elektrokarren genau so zur Verfügung wie zum Antrieb kleiner und großer Motoren für gewerbliche, landwirtschaftliche und sonstige Bedürfnisse. Viele Werkstätten werden heute schon durch elektrischen Strom erwärmt. Auch im Haushalt wird die Elektrizität außer zur Beleuchtung immer mehr in vielfacher Weise verwertet. Wir benutzen elektrische Staubsauger, Wärmekissen, Bettflaschen, Kocher und Sieder, Bügeleisen, Brennscheren und — Zigarrenanzünder.

Zahlenrätsel

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	Stadt in Württemberg.
2	7	7	2	1						Deutsche Fabrikstadt.
3	5	6	10	2	1					Bekannte Oper.
4	5	10	2	6	8	1				Entrissene Kolonie.
5	6	7	2	1	5	9				Zeughaus.
6	5	10	7	2	7					König von Ägypten.
7	5	8	9							Biblischer Name.
8	9	10	2							Baum.
9	2	1	5	8						Deutscher Dichter.
10	8	7	2	8	10					Gebäude für Sammlungen.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Ein Liebesheld

Humoreske von Hans Wechselmann

Theophil Kynast, Schreiber des Magistrats einer alten einstigen Reichsstadt, war vor einigen Wochen dreißig Jahre alt geworden. Seine semmelblonden Haare kräuselten sich leicht. Aus wasserblauen Augen schaute er matt und verträumt in die Welt. Mager, dürr und dürftig sah er aus in dem abgeschabten Rock, den er trug. Äußerlich war Theophil wahrhaftig nicht beschaffen, um Frauenherzen zu erobern oder gar zu brechen. Wenn er so über die Straßen ging, schleppend und ein wenig unsicher, hätte man nicht geglaubt, daß in diesem unansehnlichen Körper eine leidenschaftliche Seele lebte, die sich nach Liebe sehnte. Seine Liebesglut ward allmählich immer quälender und zehrender, da sie unbefriedigt blieb. Seine Sehnsucht nach dem schönen Geschlecht hatte sich bisher noch nie nach einem einzigen Wesen gerichtet. Immer fehlte ihm der Mut, einem der heimlich verehrten Wesen werbend zu nahen. Zaghaft zerflatterten seine Gefühle bald hier, bald dort. Und doch spiegelte ihm seine Phantasie Trugbilder vor, und manchmal schien es ihm so, als könne das Glück der Liebe ihm nicht für immer versagt bleiben. Eine der vielen Schönen, die da und dort so verwirrend begehrenswert seine Wege kreuzten, würde einmal die Seine werden.

Keine der heimlich so heiß Begehrten ahnte auch nur im Traum, mit welch zehrendem Verlangen der schüchterne, scheue Stadtschreiber ihr nachschaute, wenn sie vorüber war, denn er liebte ja alle nur aus gesicherter Entfernung. Noch nie hatte es der hagere, zaghafte Träumer gewagt, auch nur den leisesten Schimmer der

lodernden Glut, die nacheinander und nicht selten gleichzeitig in seinem Herzen flammte oder wieder verlosch, äußerlich merken zu lassen. Er liebte zu viele, um den Mut finden zu können, eines dieser angebeteten Geschöpfe offen zu begehren. Je weniger ihm auf dieser trüben Erde von ersehntem Glück der Liebe beschieden war, desto mehr und ungestümer konnte er davon träumen und hoffen, daß ihm doch noch alle Wünsche erfüllt würden. Irgendwo hatte er einmal gelesen, daß man die Frauen am tiefsten liebe, die man nur gesehen, aber nie näher gekannt habe. Diese Worte hatten ihn getröstet, und er fühlte sich auf seine Art glücklich, daß er so viele liebte, die es nicht ahnten, und die er nicht anzusprechen wagte. Als ein heimlicher Don Juan kam er sich vor, der einmal doch den Mut finden würde, unter der großen Schar eine zu wählen, die sein unendliches Liebesverlangen zu stillen berufen war.

Dieser verworrene Zustand war nun seit Wochen anders geworden, seit ein neuer Bürgermeister im Rathaus amtierte.

Herr Gesenius hatte sich wunderlicherweise seine Wohnung in einem der runden Türme, die in die alte Stadtmauer eingegliedert waren, eingerichtet. Jeden Morgen schritt er gewichtig durch die engen Gassen. Wenn der bärtige ernste Mann im Rathaus durch die gewölbten Hallen und Korridore schritt, sah er aus, als wolle er sagen: „Gebt acht! Mit mir ist nicht zu spaßen."

Theophil Kynast begegnete dem neuen Bürgermeister so scheu, höflich und demütig ergeben wie allen andern Menschen. Aber da war eines Tages die Gattin dieses ernsten Mannes, Frau Elisabeth Gesenius, ins Rathaus gekommen. Theophil hatte sie gesehen. Und mit seinem Frieden war es vorbei.

Diesmal war es nicht so, daß er die blonde, stattliche Frau, die so selbstsicher lächelte, so selbstverständlich und alltäglich geliebt hätte wie alle andern Schönen bisher. Das war ja ein gewohnter Zustand seines verwirrten Herzens, seines schüchternen Wesens, das sich nie zu entscheiden wagte. Die Schönheit der Frau allein, das hätte seine Seele nicht aus dem Gleichgewicht gebracht. Aber wie ihm dieses herrliche Weib — wie er sofort im stillen sagte — auf seinen Gruß gedankt und freundlich gelächelt hatte, da war es geschehen, daß er zum erstenmal gewiß war, daß es nicht genug sei, eine Frau zu lieben. Er sagte sich: „Nein! Du mußt ihr auch deine Liebe gestehen."

Als er mit sich allein war und den Gedanken in seiner zwingenden Wucht überlegte, erschrak er vor der eigenen Kühnheit. War das möglich? . . . Er, der arme Schreiber, sollte vor diese herrliche Frau treten und kühn sagen: „Ich liebe dich!" . . . Konnte er das tun? . . . Das Blut schoß ihm ins Gehirn. Welch ein Wagnis! War es ihm bisher nicht in allen Fällen gelungen, die Glut seines Herzens so zu verwahren, daß niemand ahnen konnte, wie mächtig sie flammte? . . . Sollte er endlich wagen, zum erstenmal den Mut finden, seine Sehnsucht, seine brennende Liebe zu gestehen? . . . Der Atem stockte, er fühlte das Blut in den Schläfen brausen. Schrecklich! Oh, das war sicher sein Verhängnis. War es sein Schicksal, eine verheiratete Frau lieben, ihr seine Liebe gestehen zu müssen? Theophil errötete heiß bis unter seine semmelblonden Kraushaare. In der nächsten Sekunde wich das Blut zurück, seine Wangen erbleichten. Den Bürgermeister sah er vor sich. Wie würde der ernste Mann in diesem Falle handeln? Theophil empfand, daß sich eine Tragödie entfaltete. Der hünenhafte, breitschultrige

Mann, würde der nicht den Geliebten seiner Gattin zermalmen?

Theophil drückte sich eifrig über sein Pult. Emsig schreibend, hoffte er seine verwirrte Seele zu betäuben, zu vergessen. Diesmal aber waren die Gefühle seines Herzens mächtiger als je zuvor.

Am Abend stahl er sich hinaus vor das Tor. Während er im Stadtgraben hinter Fliederbüschen versteckt lauerte, sah er oben im Turm ein erleuchtetes Fenster. Im Lichtschein beobachtete er auf dem weißen Vorhang den Schatten der geliebten Frau. Im Zimmer ging sie hin und her. Endlich verschwand der Schatten. Leidenschaftlich erregt, schlich er durch die stillen Gassen heim. Diesmal hatte das Schicksal wuchtig und unerbittlich sein Herz erschüttert. Grauenhaft, schrecklich, entsetzlich war es. Er liebte die Frau eines andern! Konnte sie nicht nur so lieben wie alle andern vorher. Nein! Keine Gewalt gab es, die stark genug gewesen wäre, ihn daran zu hindern, dieser herrlichen Frau seine Liebe zu gestehen.

Nach drei Tagen war Theophil gewiß, daß er nie wagen würde, der Angebeteten Auge in Auge von seiner Liebe zu reden. Zwei Tage und schlaflos verbrachte Nächte vergingen, da wußte er, daß er ihr schreiben müsse. Nur in Versen konnte das geschehen. In der folgenden Nacht blieb er wach und dichtete:

„Elisabeth! Du Holde, Süße, Schöne!
Viel schöner noch, als Tauben oder Schwäne!
Mein Herze schwillt Dir berstend voll entgegen,
Und meine Liebe strömt auf Dich herab wie Regen!"

Zum Anfang dieses Gedichtes hatte er fast die ganze Nacht gebraucht. Nach zwei Wochen unsäglichen Glücksgefühls und zermürbender seelischer Qual hatte er ein

vielzeiliges langes Gedicht vollendet. Erleichtert seufzte er auf, als er den Schluß schrieb:

„Mein Herz, vor Glück und Liebesglut es rast!
Auf ewig bin ich Dein! Theophil Kynast.“

Schwer war es ihm geworden, diese letzten Zeilen zu ersinnen. Nun las er sie laut. Stolz und befriedigt legte er die Feder weg.

Wie er dies Geständnis der Geliebten in die Hände spielen wollte, darüber war er sich in bangen Stunden klar geworden. Er wickelte das Gedicht samt einem kleinen Stein achtsam in Papier, das er sorglich verschnürte. Sobald Frau Elisabeth an einem warmen Abend, während ihr Mann beim Dämmerschoppen im Ratskeller saß, das Turmfenster wieder offen lassen würde, wie in den letzten Tagen, wollte er mit sicherem Wurf sein Geständnis ins Zimmer schleudern.

Das Schicksal war ihm bald günstig. Nach ein paar Regentagen kamen laue, mildwarme Abende. Als er sich, wie so oft seither, im Fliedergebüsch verbarg, stand das Fenster im Turm offen.

Theophil regte sich nicht. Zittern überlief seinen Körper. Sein Herz pochte unerträglich. Die große Stunde war gekommen. Mit der Faust umkrampfte er den Brief. In einem heftigen Ansturm von Mut hob er den Arm, schleuderte sein Geständnis empor, hörte leises Klirren, sah, wie die Geliebte an das Fenster trat, sich bückte, um seine Verse aufzuheben. In der nächsten Sekunde raste Theophil mit wilden Sprüngen durch die Nacht davon.

Atemlos vor dem Häuschen angelangt, in dem Theophil wohnte, öffnete er die Tür und tastete sich im Dunkel über die Holzstiege empor, die zu seinem winzigen Stübchen führte. Als er die Zimmertür aufschloß, zitterte

seine Hand. Aber nicht bloß die Hände, auch Arme und Beine, alles bebte und schlotterte an ihm; seine Brust keuchte. Schauerlich war ihm auf einmal zumute. Er sank schwer auf einen Schemel. Licht wagte er nicht anzuzünden. Das war ja auch nicht nötig, denn der Mond schien durchs Fenster und geisterhaft fahlgrün in dunkle Ecken und Winkel.

Lange Zeit verging, bis Theophil sich erholte und seine wirren Gedanken sich ein wenig klärten. Scharfer Zwiespalt quälte ihn peinlichst. Wohl fühlte er sich als kühner Liebhaber, als Mann, der gewagt hatte, furchtlos sein Geschick auf sich zu nehmen; aber er dachte auch an den grimmen Bürgermeister, und dabei ward ihm doch ganz erbärmlich zumute.

Was war das? ... Knarrte da nicht die Stiege?

Bebend lauschte er angestrengt. Nein! Täuschung war's. Seufzend und zagend empfand er, daß die Liebe doch keine ungeteilte Freude bot.

Wie, wenn dem Mann das Liebesgedicht in die Hände fiel? Gab es dafür nicht hundert unvorhergesehene Möglichkeiten? — Oh, Frau Elisabeth, die würde sein Geständnis hüten, vielleicht gar an ihrem Busen bewahren! — Aber war der finstere Mann nicht ihr Gemahl? — Besaß er nicht Macht über sie, ihr das süße Geheimnis gewalttätig zu entreißen? — Vielleicht hielt er die verräterischen Verse schon in diesem Augenblick in den Händen? Dann sann er wohl jetzt, in dieser Sekunde, schon auf fürchterliche Rache! — In der nächsten Minute konnte er in diese Stube dringen und grausame Vergeltung üben.

Theophil bebte am ganzen Leib. Dann fühlte er seine Glieder starr werden, er konnte keine Hand rühren. Furchtsam bewegte er die Augen. Was war das? —

Stand da nicht jemand hinter ihm und griff ihn beim Genick? — Am liebsten wäre er aufgesprungen und weit fortgerannt. Aber er fühlte sich wie mit Ketten an den Stuhl gefesselt. Endlich schnellte er empor, riß sich hastig die Kleider vom Leib, schlüpfte bebend ins Bett und verkroch sich in die Kissen.

Beängstigendes Brausen drang durch die Federn in seine Ohren; er streckte den Kopf heraus und horchte beklommen. Was war das für ein Brausen? — Nein! Draußen brauste nichts, es war das eigene Blut, das Pochen seines erregten Herzens. Theophil lehnte den heißen Kopf wieder zurück, hörte von den Türmen die Glocken schlagen und starrte ins Dunkel. Der Mond schien nicht mehr. In den engen Gassen war es still. Angestrengt horchte Theophil in die Nacht hinaus. Wieder durchschauerte ihn ein unsäglich banges Gefühl. Was hörte er da? — Das knisterte und raschelte, seufzte, stöhnte und flüsterte wie aus dichten Nebeln hervor, gedämpft, gedrückt und geheimnisvoll verhüllt.

Schritte? ... Trapp, trapp; das klang so vom Pflaster herauf. Nochmals: Trapp, trapp — — Nun war's wieder vorbei! — Oder? — Er lauschte angestrengt. Der Hals schnürte sich ihm zu. Wie ein Alp legte sich's schwer auf seine Brust.

Sollte es —? War es gar schon der finstere Mann, der da kam, seine Ehre zu rächen? — Stimmen schwirrten, unverständlich, verschwommen. Jetzt! — Grauenhaft! Schritte auf der Treppe. Nun polterte es an die Tür. Dröhnend kam's herein!

Da stand der Bürgermeister! Hinter ihm vier vermummte Gestalten.

„Gnade!" schrie Theophil. „Gnade, Erbarmen!"

Der Bürgermeister deutete gebieterisch auf die im Bett

sitzende Jammergestalt. Zwei Vermummte standen mit gekreuzten Hellebarden vor der Tür. Die andern traten mit Stricken an das Bett, packten den Schreiber und banden ihm die Hände auf den Rücken, rissen ihn heraus und trieben ihn mit Püffen über die Stiege hinab.

Halbnackt und barfuß mußte er auf die Gasse; in unheimlich schauervoller Stille mußte er den kurzen Weg bis zum Rathaus gehen. Der Bürgermeister öffnete das große, eisenbeschlagene Tor; nachdem sie hindurchgegangen waren, warf er es dröhnend ins Schloß. Theophil zitterte vor Kälte und Angst.

„Dort hinunter!“ befahl der finstere Mann.

Jeder Blutstropfen drang Theophil zum Herzen. Arme und Beine wurden eisig, als stürben sie ab. Prickeln wie mit tausend Nadeln lief spitz und stechend durch Finger und Zehen. Jedes Haar fühlte er einzeln in der schmerzenden Kopfhaut. Dort hinunter? — War das nicht die Treppe zum Kellerverlies? — Lag drunten nicht die Folterkammer mit den Marterwerkzeugen?

„Gnade!“ winselte Theophil und warf sich auf den feuchten Boden. „Gnade! Ich bin unschuldig! Und Ihre Ehefrau ist rein wie frischgefallener Schnee!“

Die schwarzen Knechte rissen ihn wieder empor und schleiften ihn über die Stiege in ein niedriges Gewölbe.

„Licht!“ befahl der Bürgermeister.

Von einer flackernden Fackel züngelten rote Flämmchen.

Theophil kniete nieder, wand sich verzweifelt und winselte immerfort: „Gnade! Gnade! Erbarmen!“

Da trat der finstere Mann nahe vor ihn hin: „Herr Schreiber, antwortet mir! Was wolltet Ihr von meiner Frau?“

„Nichts, Herr! Nichts! So wahr mir Gott helfe!“

„Er wird Euch nicht helfen! Redet nicht unnütz! Habt Ihr nicht in sträflichem, unzüchtigem Begehren Eure frechen Blicke zu meiner Frau erhoben?"

Theophil stammelte matt: „Nein, ach nein, Herr! Wie sollte ich armer Mensch solches wagen?"

„Die Schönheit meiner Frau reizte Euch!"

„Ich finde sie ja gar nicht schön."

In der Angst hatte Theophil die Worte herausgepreßt; er begriff in dieser Sekunde nicht, warum er Frau Elisabeth lieben mußte.

Der Finstere rief drohend: „Was? Ihr findet sie nicht einmal schön?"

„Nein, ich rede wahr! Ich liebe die Schlanken. Bin doch selber schmächtig."

Indes er so krampfhaft log, sich herauszuschwindeln suchte, hingen ihm die Haare strähnig in die Stirn, Schweiß rann ihm über das Gesicht. Auf einmal traten seine glanzlosen Augen fast aus ihren Höhlen.

War das nicht der Brief, den dort der Mann aus seinem Wams zog? — Der Brief mit den Versen an die geliebte Frau? Hatte sie ihn verraten? — Nein! Unmöglich! Vielleicht hatte ihr Gatte Gewalt gebraucht. Hatte der grausame Mensch, der da bösartig lächelnd vor ihm stand, seine Frau vielleicht getötet, wie er jetzt ihn umbringen wollte?

Der Bürgermeister sah Theophil schrecklich an. „Habt Ihr dies geschrieben? Ihr habt diese Verse gedichtet und heute abend meiner Frau durchs offene Fenster geworfen. Euer Name steht da! Wollt Ihr leugnen? Eure Handschrift kenne ich aus den Akten. Gesteht Eure Sünde! Lügt nicht in Eurer letzten Stunde! Denn in der nächsten steht Ihr vor dem himmlischen Richter."

Bei jeder Silbe sank Theophil immer mehr zusammen.

Zerknirscht stöhnte er: „Ja, ich hab's getan. Aber ich bereue. Ich schwöre, ich muß irrsinnig gewesen sein. Ich liebe Eure Frau gar nicht. Ich finde sie nicht schön. Ich sagte es Euch ja. Ein Irrtum war's, eine Sinnestäuschung! Übt Gnade, verzeiht mir!"

„Gnade steht bei Gott! Ich bin ein Mensch, der Rache nimmt. Ihr habt meine Frau begehrt, die ein reines Weib ist. Ich überliefere Euch zur Vergeltung einem andern Weib, die noch keinen entließ, den sie einmal umarmt hat! Die eiserne Jungfrau möge Euch küssen! Für sie mögt Ihr Euer Blut in Liebe vergießen."

Theophil stierte wie irr im Raum umher. Im Halbdunkel stand das schwarzgraue Ungetüm, die „eiserne Jungfrau", das Bildwerk einer Frau, überlebensgroß und ganz aus Eisen geschmiedet. In Scharnieren bewegbar, konnte man die Gestalt aufklappen; ihr Inneres starrte von Schwertern und Dolchen. Dort hinein sollte der Schreiber gestoßen werden. Dann schlossen die Vermummten die Jungfrau, und Schwerter und Dolche zerschnitten sein Herz, durchstießen seinen Leib.

Theophil fühlte die scharfen Spitzen auf seiner Haut, hörte das Knarren der Scharniere, spürte das Knacken der eigenen Knochen, wie sie in der Umarmung der eisernen Jungfrau splitterten und brachen.

Die Häscher packten ihn, schleiften ihn vor das Marterwerkzeug, schoben ihn gewaltsam hinein.

„Gnade! Erbarmen!" winselte er mit schaumbedeckten Lippen.

Die Scharniere knirschten. Schwerter und Dolche drangen ihm ins Fleisch. Furchtbar schrie er auf und erwachte.

Ein Magistratsbote stand vor seinem Bett und hielt ihm einen Brief hin.

„Aber Herr Kynast, i bitt' Ihne! Was is Ihne denn?"

Theophil rieb sich die Augen. Lebte er denn noch? — Steckte er nicht in der eisernen Jungfrau? — Lag er wirklich in seinem Bett?

Der Bote ging fort. Hastig riß Theophil den Umschlag auf und las:

„Herr Kynast!

Das Gedicht, das Sie mir durchs Fenster warfen, das übrigens erbärmlich schlecht ist, sollte ich zwar meinem Mann geben, der Ihnen vermutlich alle Knochen im Leib zerschlagen würde. Da mir das aber doch als zu strenge Strafe erscheint, weil ich Sie nur für einen lächerlichen und blöden Narren halte, will ich meinem Mann nichts davon sagen, verbitte mir aber für immer solche Dummheiten.

Elisabeth Gesenius."

Theophil Kynast atmete auf: Es war ihm nichts geschehen. Alles war nur ein schauderhafter Traum gewesen!... Aber seine Liebe?... Mit der war es nun auch vorbei. Seine Verse hatte sie erbärmlich gefunden; ein lächerlicher, blöder Narr war er in ihren Augen. Nein, seine Liebe war dahin. Sie war keine herrliche Frau.

Er fühlte sich gekränkt und beleidigt.

Dann dachte er, daß es doch so am besten gewesen sei. Wenn es auch keine Folterkammer mehr gibt — mit dem ernsten Mann wäre es wohl doch ein böser Stand geworden. Die Knochen im Leib zerschlagen? — Nein! Da soll sie mich doch lieber für einen Narren halten.

Ein sonderbares Lächeln zog bei diesen Gedanken über Theophil Kynasts Gesicht. Unwillkürlich preßte er seine

Lippen auf den Brief, gerade auf jene Worte, die zwar gar nicht schmeichelhaft waren, denen er aber doch seine Ruhe verdankte.

Ewiges Werden

Sieh, das ist es, was auf Erden
Jung dich hält zu jeder Frist,
Daß du ewig bleibst im Werden,
Wie die Welt im Wandeln ist.

Was dich rührt im Herzensgrunde,
Einmal kommt's und nimmer so;
Drum ergreife kühn die Stunde,
Heute weine, heut sei froh!

Gib dem Glück dich voll und innig,
Trag es, wenn der Schmerz dich preßt,
Aber nimmer eigensinnig
Ihre Schatten halte fest.

Heiter senke, was vergangen,
In den Abgrund jeder Nacht!
Soll der Tag dich frisch empfangen,
Sei getreu doch, neu erwacht.

Frei dich wandelnd und entfaltend,
Wie die Lilie wächst im Feld,
Wachse fort, und nie veraltend
Blüht und klingt für dich die Welt.

Emanuel Geibel

Unser erstes Preisrätsel



Wir bitten unsere Leser,
die Bestimmungen für die Lösungen unserer Preisrätsel
auf der zweiten Anzeigenseite vor
dem ersten Kunstblatt dieses Bandes
zu beachten.

Mannigfaltiges

Das Grabdenkmal des Christoph Kolumbus

Am Palmsonntag, dem 22. März 1493, landete Christoph Kolumbus nach seiner ersten Amerikafahrt am Ufer des Guadalquivir in Sevilla. Gewaltig war der Jubel der Bevölkerung. Aber kaum einer von denen, die dem kühnen Weltentdecker zujubelten, konnte damals die eminente Tragweite der Entdeckung übersehen, und niemand ahnte, welch unermeßliche Reichtümer sich durch die Neue Welt dem spanischen Heimatlande zu erschließen begannen und daß die schon seit den Zeiten der Phönizier und der Römer beliebte Handelstadt Sevilla zum „Aus- und Einfahrtstor für die Neue Welt" werden würde. Die ungeheuren Auswirkungen der Entdeckung des Kolumbus haben sich erst durch die späteren Eroberungs- und Entdeckungsfahrten eines Pizarro und Cortes gezeigt, als sie die kolossalen neuen Ländergebiete zu spanischen Kolonien machten.

Der Jubel der Sevillaner Bevölkerung galt an jenem Tage der Anerkennung einer zielbewußten Energie und dem siegreichen Glauben an die eigene Mission. Es war selbst in jenen Tagen, in denen weder Zeitungen noch Telegraph für schnelle Verbreitung von Nachrichten sorgen konnten, durchgesickert, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten, Widerstand und Unverstand der Genuese Christoph Kolumbus um die Durchführung seiner Pläne gerungen hatte. In seinem Heimatland Italien war er als Phantast ausgelacht und im Stiche gelassen worden. Anfangs schien es, daß auch Spanien ihm nicht das nötige Verständnis entgegenbrachte. Und wenn man so oft geneigt ist, über die Bedeutung der Frauen geringschätzig zu reden, und darauf hinweist, wie selten sie beeinflussend auf den Gang der Weltgeschichte wirkten, so möge man nie vergessen, daß es letzten Endes ausschließlich der weitschauenden Umsicht, der Klugheit und der treuen Zuverlässigkeit der Königin Isabella von Kastilien zu verdanken ist, die fast allein die große Bedeutung der Pläne des Kolumbus er-



Das Grabdenkmal des Christoph Kolumbus in der Kathedrale von Sevilla

kannte und sich dafür durchsetzte, als sie Kolumbus einmal ihr Versprechen gegeben hatte, ihm Beistand angedeihen zu lassen.

Neben ihrem Gatten König Ferdinand ragt diese Frau bedeutend in ihre Zeit hinein. Starke Gegenströmungen und unterirdische Wühlereien an ihrem Hof versuchten, die Pläne des Kolumbus zu vereiteln. In der Nähe von Sevilla, am Hafen Huelva, könnten noch heute die Mauern eines alten Klosters von den Kämpfen und bangen Stunden reden, die Kolumbus hier noch in den allerletzten Tagen vor seiner Ausfahrt gegen widerwärtige Hemmungen durchzufechten hatte, bis er schließlich mit den drei altspanischen Segelschiffen, Karavellen, für eine so weite, wagemutige Fahrt nur unverhältnismäßig zureichend gerüstet, in den Ozean segelte.

Als der kühne Seefahrer nach der ersten Rückkehr in Sevilla an Land stieg und zum Dankgottesdienst zur Kathedrale zog, in der sich zur Weihe durch den Segen des Erzbischofs ein Wald von Palmenzweigen neigte, ahnte Kolumbus nicht, daß einst nach Jahrhunderten seine irdischen Reste hier die letzte Ruhestatt finden würden. War sein Leben durch alle Widerstände, die ihm gegen seine Pläne sich entgegensetzten, schon vorher ruhelos, da er allerorten anklopfen, anfragen, um Verständnis und Beistand bitten mußte, und immer von neuem weiterziehen, bis er endlich sein Ziel erreichte, so fand er in seinem Leben erst recht keine Ruhe mehr, nachdem er das „Neue Land" entdeckt hatte. Dreimal ist er noch mit den damaligen primitiven Schiffen die ungeheure Wegstrecke des Atlantischen Ozeans von Spanien nach Amerika gezogen. Stolz war seine erste Rückkehr nach dem Erfolg seiner Entdeckungsfahrt. Schmachvoll die dritte und letzte Rückkehr nach Spanien. Denn niederträchtige Angeber, Neider und Feinde hatten sein Walten als Gouverneur der Inselgruppen von St. Domingo in Westindien — nachdem König Ferdinand ihn zum Dank mit diesem Posten geehrt und ausgezeichnet — am spanischen Hof derart verdächtigt, daß Kolumbus auf Befehl in St. Domingo in Ketten gelegt und nach Spanien als Gefangener zurückgebracht wurde, um sich persönlich gegen all diese Unterstellungen zu verantworten.

Er starb in Valladolid in Nordspanien und wurde zuerst in jener Kathedrale beigesetzt. Dann respektierte man den ausdrücklichen Wunsch in seinem Testament und bestattete ihn in „Westindien" in St. Domingo in der schönen neuen Kathedrale. Als diese Kolonie Spanien verlorenging, brachte man die sterblichen Reste des Entdeckers in die Kathedrale des nahen Kuba. Aber die Wechselfälle der Weltgeschichte ließen Kolumbus auch im Tode nicht zur Ruhe kommen. Im Jahre 1898 unternahmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika unter Führung des wenig ritterlichen Präsidenten Roosevelt mitten im Frieden ihren kolonialen Raubzug gegen die letzten spanischen Kolonien und rissen Kuba und in Ostasien die Philippinen an sich. Die Spanier besaßen die Pietät, den Leichnam des großen Toten, der ihrem Heimatlande so unermeßliche Werte erschlossen, nicht den Yankees zu überlassen. Nochmals überquerten Kolumbus' sterbliche Reste den Ozean zur Heimat zurück, um in der Kathedrale von Sevilla, die als fünftgrößte Kirche der Welt gilt, ihre Ruhestätte zu finden.

Das Grabmal ist des großen Toten würdig. Unter den mächtig hochaufstrebenden Hallen und Säulen, die ein Dichter „zu Stein gewordene und emporsteigende Gebete" nannte, überflossen von den wundervollen Lichtreflexen alter Glasmalereien in den Kirchenfenstern, umwallt von den Weihrauchdüften des imposanten Hochaltars, umrauscht von tiefen, machtvollen Klängen der Orgel, ruhen nun die Gebeine des Mannes, der in der Weltgeschichte ein neues Zeitalter erschloß. Auf einem breiten viereckigen Sockel schreiten vier überlebensgroße Herolde daher, die einen von Bahrtüchern überwallten Sarg auf den Schultern tragen. Die prächtigen Gewänder der vier Jünglinge tragen die Wappen der vier Provinzen des damaligen Spanien: den Löwen von Leon, die Burg von Kastilien und die Wappen von Aragon und Asturien. In jedem Gesicht liegt feierliche Würde, die sich der Größe ihres Auftrags bewußt ist und kundgibt.

So hat Christoph Kolumbus auf dem Boden von Sevilla seine letzte Ruhestatt gefunden, den er einst an dem denkwürdigen Palmsonntag des Jahres 1493 nach seiner sieghaften Entdeckungsfahrt zum erstenmal wieder betrat. E. Gr.-L.

Wie man Aufschneider los wird

An jedem Sonnabend traf sich in der Hamburger Altstadt ein kleiner Kreis guter Bekannter in einem der wenigen älteren gemütlichen Lokale. Der Raum war wohl verräuchert, aber peinlich sauber.

An einem Sonnabend kamen sechs junge Herrchen geräuschvoll in das stille Gastzimmer, in dem sonst nur Stammgäste saßen, die sich alle wenigstens vom Sehen kannten.

Tim Kröger sagte zu seinen Genossen: „Was ist denn das für 'ne Gesellschaft? Die Kerls haben ja die Jacken in der Taille geschnürt, wie Frauenzimmer. Richtige Jazzbrüder und Shimmysnösel!"

Nicht gerade freundlich musterte er eine Weile die Gesellschaft am Nebentisch, blies dicke Rauchwolken aus dem gebräunten Meerschaumkopf und war offensichtlich gar nicht erbaut über die neuen Gäste.

Tim Kröger, ein echter Hamburger, war früh zur See gegangen und hatte sich in allen Erdteilen den Wind um die Nase wehen lassen. Nach dem Krieg, den er größtenteils im Unterseeboot mitgemacht hatte, fuhr er als Steuermann bei der Hapag.

Die jungen Leute sprachen laut, um gehört zu werden. Sie protzten mit angeblichen Kriegstaten, und dabei sahen sie viel zu jung aus, um überhaupt draußen Pulver gerochen zu haben. Das Gebaren gefiel keinem der Stammgäste, am wenigsten Tim Kröger, der ärgerlich hinübersah.

Endlich hielt es ihn nicht mehr. Er stand auf und sagte: „Da geh' ich mal rüber."

„Mach' doch keinen Skandal, Tim," sagte einer seiner Freunde.

„Da denk' ich gar nich an. Ich will mich da man bloß en büschen zusetzen und vielleicht fällt mich da auch was zu vertellen ein, was die jungen Leut' Freude machen könnt'. Ich wett' auch, daß von den kein einer schon anneres Pulver gerochen hat als Zahnpulver mit Pepermünt." Tim Kröger trat zum Tisch, an dem die Aufschneider blauen Dunst machten, und sagte höflich: „'n Abend, meine Herren! Ich hab' da nebenan so halb was gehört, was Sie allens im Krieg erlebt haben. Und da möcht' ich

Sie um Erlaubnis bitten, mich en büschen zu Sie setzen zu dürfen, damit mich auch nich grade was von die Hauptsachen entgeht."

Die Herrchen schauten zwar verwundert auf, aber dann schienen sie doch geschmeichelt. Tim Kröger sah ja auch so harmlos aus, als könne er kein Wässerchen trüben. Sie rückten zusammen.

„August," rief Kröger dem Kellner des Lokals zu, „bringen Sie mich en frisches Seidel und en lütten Köm dazu!"

Kröger nahm auf einem noch freien Stuhle Platz und hörte, gemütlich rauchend und ab und zu einen Schluck nehmend, die Schwadroneure an, die bald wieder in Zug kamen.

Als es ihm genug war, sagte er: „Mit Verlöw, die Herren, Sie haben alle, wie mich das scheint, im Krieg höllisch mit zugefaßt, und das freut mich von so junge Leut', denn ich war auch mittenmang und könnt' Sie da manche Geschichte zum besten geben. Ja, was soll ich da gleich erzählen?"

Er stopfte seine Pfeife und fing an: „Das war in U 117, da kreuzt' ich mit in die Nordsee, schon was hoch in den Breitengraden, und da sichteten wir eines schönen Morgens, als wir noch unter Wasser fuhren, en anneres U-Boot. Das konnt' bloß en feindliches sein, denn in diese Gegend waren wir allein statschoniert — und es war auch en ganz eigener Typ, das sahen wir gleich, gewiß en ganz neumod'scher, en engelscher oder französcher. Donnerslag, das kann was geben, dacht' ich, so'n Zweikampf unter Wasser.

Wenn wir ihn nur zuerst kriegten! Noch hatte er uns nich gesehen, denn er steuerte ganz ahnungslos seinen Kurs weiter, scharf Nordnordwest. Ich stand mit Adje Petersen aus Stade ans Lancierrohr, allens bereit, den annern eins in die Kaldaunen zu jagen. Wenn die Unsern man bloß fix machten. Na, unser Kapitänleutnant war ja nich von slechte Eltern, aus Bremerhaven. Aber doch ward uns die Zeit bannig lang — aber endlich wurden die richtigen Befehle signalisiert.

‚Nu aber tau, Petersen,' sagte ich.

Der spuckte sich in die Hände und griff zu. ‚Sall all sin, Tim,' knurrte er.

‚Das is en fetter Bissen,' sagte ich noch, als unser Torpedo

dahinsurrte, slank wie'n Delphin, kerzengrad auf das swarze Ding los. Und swupp! saß er ihm mitten in'n Leib und explodierte.

‚Heitmann, es blitzt,' rief Adje trocken, ‚nu paß auf, Tim, nu geht er gleich an Grund.'

Das dacht' ich auch, aber det U-Boot dückerte nich weiter unter — ne — die Fetzen hingen ihm man so aus'm Leib, aber langsam hob er sich und swenkte ab nach oben.

‚Gott's Donner, der is woll mall worden,' meinte Petersen.

‚Ich sagt' ja all, des is en fetter Bissen, und Fett swimmt immer oben,' sagte ich.

Wir gingen nu auch auf, denn mausedod war der, suchten aber erst vorsichtig mit's Periskop die ganze Fläche ab, denn das konnt' am End auch 'ne U-Boot-Falle sein — die Engländer und die Rotbüxen waren ja mit solch entfamtes Zeug nich verlegen. Aber nix Verdächtiges war zu sehen, man bloß das torpedierte Dings da und 'ne alte Schiffsplanke, die all lang im Wasser gelegen haben mocht', ganz grün und muddig. Na, und da kamen wir denn snell dahinter, was da für'n Wrack vor uns trieb. Was meinen Sie, meine Herren, was das war? Ne, das raten Sie nich, und wenn auch einer von Sie selbst mal auf'm U-Boot gewesen wär'. Nen richtigen, ausgewachsenen Walfisch hatten wir torpediert. Sieht ja unter Wasser ganz wie'n U-Boot aus.

‚Macht nix,' sagt' ich zu Adje Petersen, ‚wenn mich auch en Engländer oder en Franzos lieber gewesen wär'. Aber nu können wir uns wenigstens en paar Speckseiten absneiden, und da setzen wir uns heut abends nach's Backen und Banken alle in de Kombüs mit unsre Pipen drum rum und smöken feste, da werden se bald geräuchert sein. Das is doch ne lütte Abwechslung to Arfen un Swinflisch.'

‚Jung, Jung, kiek mal, was is nu aber das noch,' sagt' nu Adje Petersen und packte mich an'n Arm, als hätt' er auf einmal den Klabautermann gesehen, ‚das sind ja ganz gelungene Dingers, die da rumswimmen — ganz wie so'ne Art Handgranaten.'

Recht hatte er, so was hatt' ich auch noch nich gesehen. Swamm da alles voll von so runde Dingers, gut groß als so 'ne Faust. Und was glauben Sie, meine Herren, was das war? Kaviar

war's, richtige ausgetragene Walfischeier. 's war ein weiblicher Walfisch gewesen. Da haben wir uns ein paar Faß voll eingesalzen, was nur in unser Boot noch reinging. So hatten wir für mindestens vier Wochen alle genug Kaviar zu essen."

Tim Kröger schwieg und schaute erwartungsvoll am Tisch rundum.

Da sagte einer der Jünglinge: „Ich will Ihnen gern alles glauben, aber ein Walfisch legt doch keine Eier, das ist doch ein Säugetier, das lebendige Junge zur Welt bringt."

Tim Kröger kniff die klaren blauen Seemannsaugen, die so gut, aber auch so stahlhart blicken konnten, bedeutsam zusammen und sagte: „Bleiben Sie mich mit so'ne neumod'sche Erfindungen von'n Leib. En Walfisch is so gut en Fisch, wie en Stickelegrind, bloß größer, und bei Ihnen mögen die Walfische meinswegen lebendige Jungens zur Welt bringen, meine haben noch immer Eier gelegt, wie das en vernünftigen Fisch zukömmt. Und nu empfehle ich mich Ihnen, meine Herren, und nix für ungut. Tschü's ook."

Tim Kröger schaute noch einmal so recht niederträchtig von einem zum andern und kehrte dann schmunzelnd an seinen Stammtisch zurück, wo man ihn mit schallendem Gelächter empfing.

Nach kaum fünf Minuten war es in dem gemütlichen Stammlokal wieder klar Schiff, und die Stammrunde bestellte Tim Kröger eine schöne Portion Malossolkaviar, die er mit der Abfuhr der Aufschneider redlich verdient hatte. D. Behrend.

Berauschende Getränke in der Geschichte der Völker

Es gibt wenig Völker, die nicht Mittel gefunden hätten, irgend einen erregenden oder berauschenden Trank zu bereiten, der die Müdigkeit verscheuchte, die Kräfte, wenn auch meist nur anscheinend, hob und den Mut in gefährlichen Augenblicken stärkte. Niedere umherschweifende Rassen kauen trockene Blätter oder Wurzeln; jene aber, die sich der Mühe des Ackerbaues unterziehen und Getreide pflanzen, brauen gegorene Getränke. Nomadisierende Stämme bereiten aus der Milch ihrer Viehherden ihr

Lieblingsgetränk. Auf dieser Stufe standen lange Zeit und stehen zum Teil noch heute mongolische und tatarische Völker, die bis auf unsere Tage ihren Kumyß oder Kefir beibehalten haben. Schon Herodot, der um 450 vor Christus lebte, hat die Bereitungsweise des bei den alten Szythen so beliebten Kumyß aus Stutenmilch geschildert.

Ein ähnliches Getränk ist der aus Kuhmilch erzeugte und gleich dem vorigen in der Reihe unserer künstlichen Nahrungsmittel eingeführte „Kefir". Die Afghanen bereiten ein Getränk aus Schafmilch, und auch in Island bewahrt man noch vielfach Schafmilch in Fäßchen auf, um sie nach der Gärung zu trinken.

Wie der alte gelehrte Seefahrer Pytheas um 300 vor Christus berichtet, war ein aus gegorenem Honig und Wasser bereiteter Trank das bevorzugte Getränk der Angelsachsen und aller Bewohner der Ostseeländer. Bekanntlich trinkt man noch heute in Rußland und anderen Slawenländern diesen alten nordischen Trank, der auch den Griechen und Römern bekannt war.

Da die Kultur der Getreidearten bei höher stehenden Völkern bis in die frühesten Zeiten hinaufreicht, darf man dort auch die Kunst der Bierbereitung erwarten. Die Ägypter, die im Ackerbau das Höchste leisteten, brauten ein Gerstenbier, das unter dem Namen „Zythos" weit und breit berühmt war. Allerdings verwandten sie, wie alle anderen bierbrauenden Völker jener Zeit, an Stelle des Hopfens einen anderen aromatischen Bitterstoff, darunter den der Lupine. Das Bier, das Odin mit seinen Helden in Walhalla zechte, war wegen des Mangels an Hopfen süßlich und matt. Tacitus schreibt darüber: „Ihr Getränke ist ein Saft von Gerste oder Würze, ein Gebräu, das eine gewisse Ähnlichkeit mit schlechtem Wein hat." Allerdings versuchte man schon früh dem Mangel an Kraft und Würze etwas abzuhelfen und griff zu diesem Zweck nach allem möglichen, von Wacholderbeeren bis zum Samen der wilden Mohrrübe. Erst zur Zeit der Karolinger, wo man Hopfengärten anzulegen begann, gelangte der Hopfen zu uns. Mit der Verwendung des Hopfens bei der Bierbereitung war das Getränk aus einer einfachen, bald sauer werdenden Flüssigkeit zu einem zwar mehr bitteren, aber haltbaren

Bier geworden. In Kärnten und anderwärts wurde endlich das Bier nach vorhergehendem Sud mit nachfolgender Gärung allmählich zu seiner heutigen Vollkommenheit gebracht. Im äußersten Osten besitzen die Chinesen und Japaner eine besondere, aus Reis unter Zusatz eines sauren Teiges von Weizen bereitete Getränkeart. Daneben trinkt das Volk ein aus Hirse — Kauliang — erzeugtes Mittelding zwischen Bier und Branntwein, gegen das, nach dem Zeugnis unserer Soldaten aus dem chinesischen Feldzug, Whisky und Rum matte Limonaden sind.

Ein aus Negerhirse bereitetes Getränk ist das in Afrika weitverbreitete „Bombe". Im alten Indien war das „Somabier" beliebt, jedoch seine Herstellung ziemlich umständlich. Beim Abnehmen des Mondes sammelte man die sogenannte Mondpflanze und brachte sie auf einem von Widdern gezogenen Wagen heim. Die Stengel wurden zwischen Steinen zerquetscht und das Naß auf ein Filter von Ziegenhaaren gebracht, das sodann mit den Händen gepreßt wurde. Schließlich mischte man den Saft mit Gerste und geklärter Butter und ließ ihn gären.

Ein dem Somabier ähnlicher Trank war das aus der amerikanischen Aloe bereitete „Pulque" der alten Mexikaner. Heute macht ihm das aus Zuckerrohr und den gestoßenen Früchten einer Ananasart bestehende „Tepache" den Rang streitig.

Den nordamerikanischen Indianern waren berauschende Getränke bis zur Ankunft der Europäer unbekannt; heute stellen aber die Apachen und einige andere Stämme aus der Agave, einer Feigendistel und einigen Jukkaarten, sowie auch aus Mais berauschende Getränke her. Die Südamerikaner hatten von jeher einen aus Mais bereiteten Trank, den nationalen „Chica", der sich dadurch auszeichnet, daß die Gärung durch Kauen eingeleitet wird, was hier wie anderwärts die Frauen besorgen. Die eingangs erwähnte Gewohnheit niederer Rassen war über das ganze südliche Festland Amerikas verbreitet, wie auch über die Inselgruppen des Stillen Ozeans, wo man die berühmte „Kawa" noch heute aus der Wurzel einer Pfefferart bereitet.

Wo Palmen gedeihen, ist Palmenwein, „Tari" oder „Totty", ein Lieblingsgetränk der Eingeborenen. Nach Herodot destillierten

schon fünfhundert Jahre vor Christus die Lyder ihren Palmwein wie zu Strabos Zeiten, fünfzig Jahre vor Christus, die Bewohner Arabiens. Begreiflicherweise trat dieser Wein in den Ländern, wo die Rebe gedieh, schon früher seine Herrschaft an den Traubenwein ab. So war dieser denn auch in den ältesten Zeiten gleich geschätzt von Hebräern, Persern und Ägyptern wie bei Griechen und Römern.

In Deutschland ist der Weinbau älter, als man gewöhnlich annimmt. Es genügt schon auf die im Jahre 98 erschienene „Hymnia" des Tacitus hinzuweisen oder auch auf Solinus, der um das Ende des ersten Jahrhunderts lebte, geschweige denn auf das hundert Jahre später erschienene landwirtschaftliche Werk von Varro, die alle den deutschen Wein gekannt haben.

Die Erzeugung und der Gebrauch geistiger Getränke steht mit dem Kulturleben der Völker in engster Beziehung. Ein großer Teil des Landbaues und des Handels, der Schiffahrt wie der Industrie beruht auf der Erzeugung und Verbreitung geistiger Getränke. Nach alledem sei schließlich noch die Bemerkung eines unserer berühmtesten Hygieniker im Schlußwort wiedergegeben: „Daraus, daß es viele gibt, die eine Sache mißbrauchen, folgt lange nicht, daß es notwendig ist, diese mit Stumpf und Stiel auszurotten. Für zweierlei Ausrottung wäre dagegen erst zu sorgen: für Ausrottung schlechter und verfälschter Getränke und für die Ausrottung der Säufer." H. A. Kirsch.

Absonderliche Wandlung

Über die Herkunft unserer Familiennamen ist viel geschrieben worden. Manche sind ohne weiteres erklärbar, andere sind aber so seltsam, daß man sich vergeblich bemühte, ihre Entstehung klarzumachen. Der Name Pflaumenbaum ist zwar nicht häufig, kommt aber doch auch heute noch vor. Man sollte denken, die Herkunft dieses Namens sei leicht zu erschließen. Und doch würde man nicht glauben, daß er aus dem Familiennamen — Blei entstanden ist! In den Urkunden der Archive der Stadt Magdeburg finden sich aber die unzweideutigsten Anhaltspunkte für die allmähliche Umformung des Namens Blei in Pflaumenbaum.

Zur Zeit der Humanisten übersetzten die Gelehrten ihre Namen ins Lateinische oder Griechische. So hieß Melanchthon, Luthers großer Freund, Schwarzerd. Ein Magdeburger namens Blei nannte sich lateinisch: Plumbum. Die Nachkommen dieses Mannes zogen aufs Land und wurden von den Bauern, denen der lateinische Name unverständlich war, Plumbohm, das heißt Pflaumenbaum, geheißen. Die Nachkommen dieser Plumbohms übersiedelten wieder in die Stadt, und da ihnen der bäuerliche Plumbohm nicht gefiel, schrieben sie sich hochdeutsch Pflaumenbaum. Von Blei bis zu Pflaumenbaum, das ist wahrhaftig eine seltsame Umwandlung! R. W. S.

Sehnsucht

Düstere Wolkenschwaden ziehen über die öde, kahle Welt. Kinder stehen am Fenster, lehnen ihr Köpfchen an die Scheiben. Traumverloren schauen sie in weite Fernen. Wie ein Heiligenschein schmiegt sich der Hauch der Scheiben um goldglänzende blonde Locken. Der Menschenfrühling steht am Fenster. Die Wirklichkeit entflieht.

Sehnsucht blickt hinaus. Der düster trübe Wolkenschleier verweht. Golden scheint die Sonne. Die Kinder ahnen den Frühling. Ihre Gedanken sind nicht mehr in der dumpfen beengenden Stube. Auf Flügeln der Sehnsucht flogen sie hinaus in blühende Gefilde der Zukunft. Sie träumen. Sie spielen am murmelnden Bach, pflücken die ersten Veilchen, singen und jubeln.

Liebkosend gleiten ihre Hände über die Blumen auf dem Fenstersims. Blumen gleichen den Kindern. Blätter und Blüten blicken durch die Scheiben. Sehnsuchtsvoll blicken sie hinaus. Ihr Sehnen nach Sonne und Licht ist so groß! Vor Freude zitternd heben sie ihr Blütenhaupt, wenn ein verirrter Sonnenstrahl sie trifft. Sie glauben, der Frühling sei es gewesen ...

Eine einsame Frau sitzt im Giebelstübchen am Fenster. Fern weilt ihr Sohn in einer fremden Stadt. Sein liebes Antlitz mit der Seele suchend, blickt sie mit glanzerfüllten Augen in die Ferne. Ein Lächeln gleitet über ihre Züge. Sie sieht ihn, sieht seine Augen, lebt mit ihm, genießt mit ihm den Menschenfrühling.

Ein silberweißes Haar fällt auf ihre Hand. Da eilen ihre Gedanken zu dem, der sie für immer verlassen hat, und der im Grabe ruht, ihrem Gatten! Auch er saß einst an diesem Fenster. Kahl war sein Haupt, gefaltet seine Hände, matt und müde geworden vom Kampf des Lebens. Die Bibel lag auf dem Fenstersims. Sehnsüchtig blickten seine Augen nach oben. Er dachte an den Frühling der Ewigkeit. Die Sehnsucht nahm seine Seele hinweg von der Zeitlichkeit. Sie weilt in den Gefilden der Seligen ...

Sehnsucht blickt durch die Fenster ...

Sehnsucht ist der Adel der Menschenseele. Es ist ein Wort, das uns so kostbar dünkt, wo wir auch immer ihm begegnen mögen ...

Sehnsucht ist der ewige Frühling im Menschen. Malla Lohner.

Wettervoraussage aus dem — Kaffee

Daß seit alters gewisse „weise Frauen" jungen und alten Narren das künftige Geschick aus dem Kaffeesatz prophezeien, ist allbekannt. Daß man auch aus dem Satz von Kaffee-Ersatzmitteln kommende Schicksale voraussagen kann, beweist, daß der Kaffeesatz nur ein Vorwand ist; das Gewäsch der Wahrsagerin wäre gewiß auch bei Wasser möglich. Am Ende ist es denn wohl auch einerlei, aus welchem Gebräu die Zukunft erforscht wird. Daß man aber einmal aus Beobachtungen des Kaffees in der Tasse ernstlich auf das Wetter zu schließen hoffte, sollte man nicht für möglich halten. Und doch liefert die Geschichte der menschlichen Narrheit auch dazu einen Beitrag. Im Jahre 1860 teilte ein Herr Sauvageon in Valencia nach langjährigen Beobachtungen der Erscheinungen, die in einer Tasse Kaffee vorkommen, nachdem man sie gezuckert hat, Anhaltspunkte für Wetterbestimmung mit. Läßt man den Zucker, ohne die Flüssigkeit umzurühren, sich ruhig auflösen, so steigen Luftblasen an die Oberfläche des Kaffees. Bilden diese nun eine schaumige, in der Mitte der Tasse bleibende Masse, so kann man bestimmt auf dauernd schönes Wetter rechnen. Setzt sich dagegen der Schaum ringförmig an den Rand des Gefäßes an, so stehen starke Regengüsse bevor. Bleibt der Schaum zwischen der Mitte und dem

Tassenrand, so wird das Wetter veränderlich. Fließt er, ohne sich zu zerteilen, nach einem Punkte des Randes, so steht mäßiger Regen bevor. Der treffliche Sauvageon verglich diese „Anzeigen" mit dem Stand des Baro- und Thermometers sowie den Wettererscheinungen und behauptete ernsthaft, daß die Übereinstimmung ganz erstaunlich gewesen sei.

Vielleicht wären diese trefflichen Beobachtungen auch beim Tee zu machen, am Ende gar am mehr oder weniger „glotzenden" Schaum des Bieres. Welche Aussichten ergäben sich da für müßige Wetterpropheten! H. Frei.

Das verräterische Zauberpapier

Nicht lange nach der Entdeckung Amerikas schickte ein Spanier seinen indianischen Diener über Land. Von einem seiner Freunde sollte er ein Dutzend köstlich gebratener kleiner Vögelchen heimbringen. Unterwegs gelüstete es den Indianer so stark, die Leckerei zu kosten, daß er sich nicht enthalten konnte, einige der gebratenen Vögel zu verzehren. Sein Herr konnte ja doch nichts davon erfahren, da ihn kein Mensch bei dieser Näscherei erblickte.

Nach Empfang des Geschenks schrieb der Freund einen Brief an den Sender des Boten und teilte ihm mit, wieviel gebratene Vögel er erhalten. Dieses Schreiben gab er dem ahnungslosen Indianer für seinen Herrn mit.

Der Indianer konnte sich vor Schreck kaum fassen, als sein Herr ihn erzürnt zur Rede stellte und ihm ins Gesicht sagte, er habe unterwegs drei von den Vögeln verzehrt.

Vergeblich sann er darüber nach, auf welche Weise sein Herr das erfahren haben mochte. Endlich fragte er, wer ihm das verraten habe.

Der Spanier sagte: „Dieses Blatt Papier, das du mir gebracht hast, hat es mir gesagt. Ich weiß auch, zu welcher Stunde du bei meinem Freund angekommen und wieder von ihm weggegangen bist." Zeit und Stunde stimmten genau.

Scheue Furcht überfiel da den Wilden vor den Zaubermitteln seines Herrn. Er erzählte in der ganzen Umgegend, was geschehen war, und der Glaube verbreitete sich, die Spanier besäßen ein

Zauberpapier, das ihnen alles verriet, was sie zu wissen begehrten. Die Schrift war diesen Naturvölkern damals noch unbekannt. Th. Etl.

Wortspiele mit Namen

Männern von Geist und Humor gelingt mitunter eine besonders feine und wirksame Scherzart mit dem eigenen oder fremden Namen. So meinte einmal der Dichter Boileau, es würde besser für ihn sein, wenn er Boivin hieße, dieser Name würde schönere Vorstellungen wecken und gewiß lieber gehört werden. Aus dem Worte Boileau vernimmt das Ohr des Franzosen die deutliche Aufforderung: Bois l'eau! das heißt: Trinke Wasser! Boivin dagegen würde für ihn klingen wie „Bois vin!" das heißt: Trinke Wein!

Einen Witz mit dem eigenen Namen soll einst auch der Burenführer General de Wet gemacht haben. Ehe die Schlacht bei Bethlehem begann, hatte Christian de Wet strengste Bestrafung demjenigen Feldkornett angedroht, der seine Stellung verlassen würde. Der mit der Verteidigung des Platkopje betraute Kornett hielt sich aber nicht daran. Nach der Schlacht vollzog der General seinem Wort gemäß an ihm die Strafe, schlug ihn mit der Peitsche — und sprach dabei: „Es tut mir leid, aber ich muß das tun. Auch bin nicht ich es, der dich schlägt, es ist de wet."

De wet bedeutet das Gesetz.

Manche nehmen an, daß dieses Wortspiel unabsichtlich, gewissermaßen zufällig entstanden ist; wahrscheinlicher ist wohl, daß es sich um einen bewußten grimmigen Spaß handelte.

Zur Zeit König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen stand der Pianist Alexander Dreyschock in europäischem Ruf. Die musikalisch gebildetsten Zeitgenossen bewunderten diesen Klavierspieler, die nach ihrer Meinung phänomenale, schlechthin unvergleichliche Ausbildung der linken Hand des Künstlers, dem die leichte Bewältigung der schwierigsten Oktaven-, Sexten- und Terzenpassagen offenbar nicht die geringste Mühe bereitete. Auf einer seiner Kunstreisen kam der gefeierte Pianist auch nach Berlin und spielte dort im engeren Hofkreise vor dem König. Friedrich

Wilhelm, der den Künstler zum erstenmal spielen hörte, zollte dem Können des Virtuosen in seiner witzigen Schlagfertigkeit Bewunderung. Unter anderem sagte er: „Dreyschock hat keine linke Hand, dafür aber zwei rechte. Übrigens glaube ich nicht den Pianisten Dreyschock, sondern d r e i S ch o ck Pianisten gehört zu haben."

Johann Sebastian Bach entstammte einer berühmten, alteingesessenen Musikerfamilie. In seiner Umgebung hörte er von Jugend auf Musik, und die Liebe zu dieser Kunst erfaßte ihn frühzeitig. Trotz aller Bedeutung der verschiedenen Angehörigen der „Wunderfamilie" Bach überragte Johann Sebastian alle an Größe, Erfindungsgabe und kunstvoller Komposition. Ludwig van Beethoven brach bei der Betrachtung der Fülle der Werke dieses genialen Mannes in die Worte aus: „Nicht Bach, sondern Meer müßte er heißen!"

Zur gleichen Zeit mit Dreyschock lebte in Berlin als Mitglied des Königstädtischen Theaters ein beliebter Komiker, der Spitz hieß. Als Anfänger behandelte die Kritik den Schauspieler nicht besonders freundlich und nicht selten geschah es, daß sie den Namen des Komikers zu mehr oder minder platten Witzen mißbrauchten. Der darüber ärgerlich gewordene Künstler richtete ein Bittgesuch an den König und ersuchte darin, seinen Namen in Spitzeder ändern zu dürfen. Das Gesuch wurde günstig aufgenommen und die erbetene Namenänderung behördlich eingetragen.

Der Berliner Bankier Saul, der schon mehrere Geschäfte für den Hof erfolgreich durchgeführt hatte, und dem dafür der Titel Kommerzienrat verliehen worden war, ließ beim König um eine Audienz nachsuchen. Friedrich Wilhelm nahm an, der Bankier wolle seinen Dank für den Titel aussprechen, und war überrascht, daß bei der Audienz kein Wort darüber fiel. Der Bankier begann sofort: „Majestät! Ich komme mit einer gehorsamen Bitte."

Der König fragte: „Und das wäre?"

„Ich habe meine Tochter mit einem Adeligen verlobt."

„Gratuliere, Herr Kommerzienrat!"

„Aber . . ."

„Nun, aber?"

„Meinem künftigen Schwiegersohn gefällt der Name Saul nicht, und ..."

„Der Name Saul ist doch überaus respektabel, im grauesten Altertum führten ihn doch die besten Familien. Ich begreife nicht, daß Sie darüber unzufrieden sind."

Der Bankier blieb beharrlich und redete weiter: „Dennoch möchte ich bei meiner gehorsamen Bitte verharren, daß mir gestattet werden möge, einen anderen Namen zu führen. Der Schauspieler Spitz darf sich doch auch ‚Spitzeder' nennen."

Ruhig wandte sich der König von dem Aufdringlichen ab und schritt nach der Tür eines Nebengemaches. Im Gehen wandte er sich nochmals um und sagte: „Schön, bester Saul, dann nennen Sie sich meinethalben ‚Sauleder'."

Einen durchaus nicht bedeutenden Künstler, der Ignaz Brüll hieß, pries einer seiner kurzsichtigen, aber frechen Bewunderer als ein „nationales Talent". Ein Wiener Komiker, der das las, sagte zur Überraschung seiner Freunde, er fände dieses Urteil so ausgezeichnet als zutreffend, wenn man es nur richtig lese. Da dies niemand begriff, sagte der Komiker ulkig betonend: „Nazi ohn alles Talent".

Der berühmte Schweizer Maler Arnold Böcklin ärgerte sich jedesmal, wenn sein Name, besonders von Norddeutschen, mit Betonung der letzten Silbe: „Böcklihn" ausgesprochen wurde. Eines Tages erhielt er ein Gedicht, das in einer Zeitschrift gedruckt stand, worin er und seine Kunst verhimmelt wurden. Die Dichterin reimte unter anderem „Böcklihn" und „Melodien", worüber der Meister besonders in Zorn geriet. Er antwortete der begeisterten Dame in Versen, die damit schlossen:

„... Ich klopf' Dir aus das Dichterunterröcklin,
Zum Teufel mit Böcklihn! Ich heiße: Böcklin."

Beim Militär haben die meisten Offiziere irgendeinen mehr oder weniger witzigen Spitznamen, der sich häufig auf den Vornamen bezieht. Das ist harmlos und bietet kaum einen Anlaß zu Ärgernissen. So nannte man in Berlin zwei Offiziere mit

ihren Vornamen: Äneas und Andreas. Wer nur dies wußte, die jeweils besondere Betonung aber nicht kannte, konnte dahinter nichts Kränkendes oder Verletzendes finden. Die Soldaten unter sich aber sagten „Det ene Aas" und „Det andre Aas".

Der vor Jahren gestorbene bedeutende Architekt Friedrich von Thiersch, bekannt durch seine großen Bauten, das Kurhaus in Wiesbaden, die beiden Justizpaläste in München und viele andere Werke, der als junger Architekt den zweiten Preis des Reichstagsbauentwurfes erhielt, war erster Vorstand des Münchner Kunstgewerbevereins. Da der überaus emsig tätige Mann zahlreiche öffentliche und private Bauten ausführte, scharten sich um ihn eine Menge von Kunsthandwerkern, die von ihm Aufträge erwarteten. Es lag in der Situation, daß er aus diesen Kreisen viel umworben wurde, und es ging dabei nicht immer ohne Liebedienerei und Lobhudelei ab, um sich ihm angenehm zu machen. An einem maskierten Herrenabend erschien Friedrich von Thiersch als Landsturmmann. Reden und Ansprachen wurden gehalten und seine Person gepriesen. Thiersch besaß Geschmack genug, diese Verhimmelungsversuche seiner Person nicht gerade angenehm zu empfinden. Als das Maß des Erträglichen von einem der Leute bedenklich überschritten wurde, erhob sich Thiersch und fragte: „Sagen Sie mal, will sich der Kunstgewerbeverein etwa zu einem Tierschutzverein, oder einem Thiersch-Uz-Verein entwickeln? Beides will mir nicht recht gefallen." Man lachte über diesen Witz mit dem eigenen Namen, und an diesem Abend hatte der Architekt seine Ruhe vor seinen Verehrern.

Unfreiwilligen Scherz mit dem eigenen Namen trieb dagegen jener Herr Würstl, von dem vor vielen Jahren ein Witzblatt zu berichten wußte. Der zog eines Tages in die Sommerfrische in eine ländliche Wohnung und schrieb, damit ihn der Briefträger finden sollte, an die Hoftür mit Kreide seinen Namen. Am anderen Tage kamen zu seinem Ärger ein paar Leute und wollten Würstchen kaufen. Da griff er nochmals zur Kreide und schrieb vor seinen Namen: „Heiße."

Nun las man: „Heiße Würstl". Aber da kamen noch mehr Leute, denn: Heiße Würstchen locken mehr als kalte!

Wer erinnerte sich nicht an die Italiener, die in Gasthäusern und Cafés ihre gebratenen süßen Kastanien anboten? Sie traten zu den Gästen und riefen: „Heiße Maroni!" Da drehte sich einmal ein Witzbold um und sagte: „Gehn Sie weiter! Ich will gar nicht wissen, wie Sie heißen." K. v. Icz.

Zur Geschichte der Konservierung von Früchten und Gemüsen

Wenn der Sommer sich mit seinem Segen in Garten und Feld einstellte, dann begann in früheren Zeiten in Küche und Keller ein reges Treiben. Dieser „Einmachsfeldzug" der Hausfrauen, wie Jean Paul einmal dies wichtige Ereignis nannte, findet sich in den Jugenderinnerungen der Männer, die vor hundert und mehr Jahren geboren wurden, noch häufig beschrieben. Wie Bogumil Goltz erzählt, erschütterte dann eine kleine Revolution das ganze Haus. Auf dem Herd brannten gewaltige Feuer. Töpfe, Flaschen und Gläser standen bereit, jung und alt schleppten die frische Ernte herbei, die nun zu dauerhafteren Vorräten verarbeitet werden sollte. Otto Bär schildert in seiner Kulturgeschichte einer deutschen Stadt um das Jahr 1825 anschaulich, wie es damals zuging. Das Einkochen geschah vor hundert Jahren ähnlich wie auch heute noch, nur größere Vorräte wurden angesammelt, um dem Winter mit Ruhe entgegengehen zu können. „Delikateßhandlungen", wie sie als Zeichen der Zeit in den Winterjahren überall auftauchten, und die von manchem Kulturhistoriker als Maßstab des zunehmenden Luxus gekennzeichnet worden sind, gab es damals noch nicht. Wer etwas Gutes auf dem Tisch haben wollte, mußte selber dafür sorgen, und rechtzeitig Vorkehrungen treffen. Butterbrote zum Frühstück und Abendbrot waren noch nicht üblich; überhaupt kam man früher mit wenig Butter aus. An das Pflaumenmus unserer Alten erinnern sich viele noch heute gern. In Raabes Romanen wird die „Musstulle" zum Symbol des „versunkenen Kinderparadieses".

Das Einkochen von Früchten und Gemüsen ist eine alte Kunst, die man in der Literatur der Kochbücher weit zurückverfolgen kann. Das maßgebende für die vornehme Küche, nach dessen Re-

zepten die Speisen in den ersten Gesellschaftskreisen konserviert wurden, ist das zuerst 1667 in Paris erschienene „Parfait confiturier“ des Franzosen Lavarenne, oder wie der vollständige Titel des Buches in der Übersetzung lautet: „Der vollkommene Einkocher, der über die beste Art unterrichtet, alle Sorten von trokkenen und flüssigen Speisen, Kompotten, Früchten, Salaten, Gemüsen und anderen Delikatessen schmackhaft und dauerhaft zu erhalten.“

Doch auch deutsche Kochbücher blieben nicht zurück. Im „kurmainzischen Mundkoch“ werden neunzehn verschiedene Arten aufgeführt, um Nüsse, Amarellen, Birnen, Zitronen, Pomeranzen, Ingwer, Quitten und Pfirsiche einzulegen. Andere Kochbücher, wie das Nürnberger oder das Salzburger, geben noch mehr Früchte an, die sich zur Konservierung auf damalige Weise besonders eigneten: Weinbeeren, Pflaumen, Stachelbeeren, Hagebutten, Mispeln, Kalmus, Wegwarte und noch manches andere. Der Konservierung von Nahrungsmitteln im großen Stil wandte man sich zuerst in den Offiziersküchen der englischen Marine zu. Als aber Justus von Liebig das Zeitalter der Nahrungsmittelchemie eröffnete und in seinen vielgelesenen „Chemischen Briefen“ die Bevölkerung mit seinen neuen Lehren vertraut machte, war die neue wissenschaftliche Form des „Einkochens“ gegeben und eine Methode gefunden, die bis heute stets verbessert und vervollkommnet wurde. A. Erl.

Die „nicht alle werden“

Wenn es während der Weltkriegsjahre allerlei Gaunern gelungen ist, oft mit den plumpsten Mitteln gutgläubigen Menschen das Geld aus der Tasche zu stehlen, so bietet für das nur allzu leichte Gelingen von frechsten Betrügereien die allgemeine Lage zureichende Erklärungen. Doch auch im Frieden blühte der Weizen jener Dunkelmänner, die ihre Opfer durch mehr oder weniger greifbare Schwindelangebote auf dem längst nicht mehr ungewohnten Wege „durch die Zeitung“ anlockten.

Im Jahre 1846 erschien in einem Berliner Blatt eine Anzeige, in der ein Pulver empfohlen war, das man nur auszustreuen

habe, um in jedem Teiche Forellen zu erzeugen. Das „Forellenpulver" koste nur zwei Louisdor, und der Erfinder sei bereit, diesen Betrag zurückzuerstatten, wenn das Mittel nicht vom gewünschten Erfolg begleitet sei. Der Inhaber eines Berliner Bankhauses, der große Teiche besaß und dem nach Forellen der Mund wässerte, schickte sofort das Geld ein, um sich die neue Entdeckung zu sichern. Nach einigen Tagen erhielt er die Summe mit folgendem Begleitschreiben zurück: „Es tut mir leid, Ihnen das versprochene Pulver zur Erzeugung von Forellen nicht senden zu können. Die Anzeige war das Ergebnis einer Wette, die Sie mir liebenswürdigerweise gewinnen halfen. Ich hatte mit einigen Freunden gewettet, man könne das unsinnigste Zeug drucken lassen, es fänden sich doch allezeit Esel, die dumm genug seien, auch das Verrückteste, ja sogar den offenbarsten Blödsinn für möglich zu halten; ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß Sie der siebenundfünfzigste sind. Hochachtungsvoll N. N." O. Mep.

Im Zaum gehalten

Auf einem Überseedampfer traf eine aus Angehörigen aller Nationen zusammengewürfelte Reisegesellschaft ein. Der Zwang, die Mahlzeiten gemeinsam zu halten, ließ zunächst etwa vorhandenen Abneigungen keinen Raum. Nachdem man sich allerseits flüchtig kennengelernt hatte, blieb ein Teil der Gesellschaft nach beendigter Abendmahlzeit noch eine Weile beim Wein zusammen.

Ein Franzose wollte sich zwar zuerst zurückziehen, blieb dann aber doch sitzen, lächelte arrogant und sagte, er habe einen unbezwinglichen Hang, beim Wein allerlei Schlechtes über die Deutschen zu sagen, das sei aber gar nicht so böse gemeint, und man möge ihm im voraus verzeihen, wenn er bei irgend einem Anlaß seine Zunge nicht beherrschen könne.

Ein Deutscher, der in der Nähe des Franzosen saß, lächelte vieldeutig und sagte: „Merkwürdig, daß die meisten Menschen bei einem Glas Wein, das sie über den Durst getrunken haben, manches sagen oder tun, was ihnen sonst nie einfallen würde. Sobald mir der Wein zu Kopf steigt, werde ich so rabiat, daß ich das erste Beste, was mir unter die Hände kommt, packe und

den damit unter den Tisch haue, der sich auch nur im leisesten verächtlich oder spöttisch über mein Vaterland äußert. Hoffentlich wird mir in diesem Kreise verziehen, wenn von irgend jemand etwas geredet werden sollte, worüber mir der Zorn das Blut in Wallung bringt."

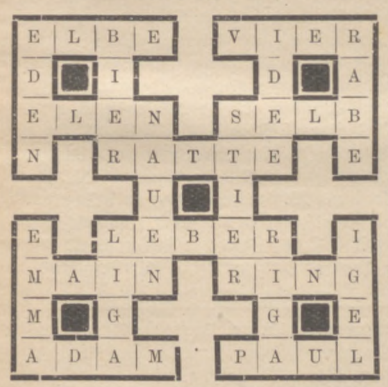
Dem Franzosen war mit einemmal die Lust vergangen, seinem „unbezwinglichen Hang" nachzugeben. Er benahm sich während der ganzen Reise höflich und zeigte nicht die geringste Lust, den Deutschen rabiat zu machen. A. S. S.

Zweideutig

Zwei alte Bekannte begegneten sich, die einander längere Zeit nicht gesehen hatten. „Mein Lieber, trifft man Sie auch einmal wieder? Man sieht Sie ja gar nicht mehr in der Stadt. Sie sind doch hoffentlich kein Einsiedler geworden? Oder leiden Sie vielleicht gar an den Füßen?"

„Mein Verehrtester, beide Befürchtungen sind grundlos; allein man findet im Städtchen so selten Gesellschaft, und da warte ich immer, bis Viehmarkt ist, da kann man seine Kollegen am sichersten treffen." N. Hel.

Auflösungen der Rätsel des 1. Bandes:



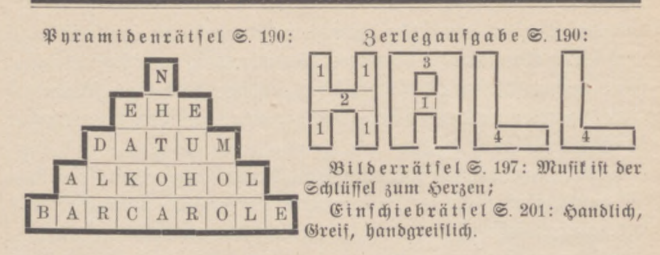
Umstellrätsel S. 133: Borgen macht Sorgen;

Kreuzworträtsel S. 145: Wagerecht: 1. Elbe, 3. Vier, 6. Elen, 8. Selb, 9. Ratte, 11. Leber, 14. Main, 15. Ring, 16. Adam, 17. Paul; Senkrecht: 1. Eden, 2. Bier, 4. Idee, 5. Rabe, 7. Nauen, 8. Stier, 10. Emma, 11. Liga, 12. Riga, 13. Igel;

Rätsel S. 169: Smaragd, Magd;

Scharade S. 169: Vielliebchen;

Kreuzrätsel S. 180: 1. Iphigenie, 2. Siegfried, 3. Andernach;



Pyramidenrätsel S. 190: (siehe Abbildung)

Zerlegaufgabe S. 190: (siehe Abbildung)

Bilderrätsel S. 197: Musik ist der Schlüssel zum Herzen;

Einschiebrätsel S. 201: Handlich, Greif, handgreiflich.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 13, Jahrgang 1925, sandten ein: Julie Astner in R. (5); Joachim Attinger in Br. (8); Ottilie Awels in Kbg. (9); Robert Axtmann in Mn. (9); E. Adolf in Schw. (9); Max Asalter in Z. (9); Ernst Ackermann in Br. (8); Melanie Allendorf in Mg. (9); Rich. Amm in Kgb. (9); Edmund Appelt in Nbg. (9); Wilhelm Baier in Nbg. (3); Erich Bauer in Bn. (9); Amalie Baumers in Wbg. (9); Jakob Beermann in Oe. (9); Friedrich Birner in Abg. (9); Theodor Blöst in Wbg. (9); Rudolf Börmann in St. (9); Trude Dienstfertig in Z. (10); R. Donges in N.-N. (8); Karl Dronte in H. (9); Isolde Duisberg in On. (9); Karl Duppel in Abg. (9); Jos. Ficht in Ch. (4); Graef, Ahm. in H. (3); Moritz Grebner in Brn. (9); Alexander Girlinger in On. (9); Franz Glahn in F. (9); Richard Gohrum in R. (9); Benedikt Gottberg in R. (9); Maria Griesinger in W. (8); Rosa Grombach in A. (8); Heinrich Grube in F. (8); Emil Hansen in St. (6); Eugen Heithinger in Pf. (1); Friedrich Heyl in C.b.D. (3); Markus Hoberg in R. (7); E. Hoheisel in M. i. W. (9); Anna Hopfer in Bn.-Fr. (9); Hugo Humm in Lg. (9); Edmund Gantner in O. b. M. (9); Anna Gammert in H. (9); Erna Gittermann in H. (8); Hubert Gollwitzer in Ng. a. Rh. (9); Paul Lösche in Py. (6); E Luther in Kgb. (10); Otfrid Mann in Lo. (8); Edele Marold in R. (6); Müller in W. b. B. Kr. G. (6); A. Otto in E. (9); Dr. Raimund Pihan in T. a. d. E. (10); Ernst Riecke in Mg. (8); Ludwig Schutt in Fr. (7); Erna Siebert in Nn.-B. (6); S. Volz in S.-Pg. (3); Liesel Wagner in Pl. (2); Bernhard Waltenburg in D. i. P. (9); Alfons Werner in W. (5); Amalie Zadow in Nbg. (8); Franz Zinke in T. a. d. E. (9); Martin Zobel in Nb. (10); Joachim Zoebelein in St. (9); Renate Zopperitz in L. (8); Friedlene Zumpe in M. (8); Richard Zwanziger in Dr. (9); Theodor Zwengert in K. (6); Fritz Zwirschina in B. (8).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Soeben beginnt der neue Jahrgang von

Der Gute Kamerad

Illustrierte Knabenzeitung

Das Kränzchen

Illustrierte Mädchenzeitung

Die Lieblingsblätter der aufstrebenden Jugend!

Allwöchentlich erscheint je eine Nummer
Preis vierteljährlich je Rm. 2.80
Einzeln jede Nummer 25 Pf.

Auch als Geschenkband in Ganzleinen gebunden erhältlich
Preis für jeden Band Rm. 12.–

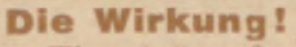
In Hunderttausenden von Familien sind ein Menschenalter hindurch unsere Jugend-Zeitschriften erprobt; ihr Wert ist von Eltern und Erziehern anerkannt, von Söhnen und Töchtern werden sie stürmisch begehrt, von den Eltern, die in vielen Fällen ihre eigene Kindheit mit dem „Guten Kameraden" und dem „Kränzchen" verschönt haben, den heranwachsenden Lieblingen gern bewilligt. Was der Jugend hier gewährt wird, bedeutet eine gute Aussaat für die Zukunft, und der vorzügliche Ruf dieser beiden nach gesunden Gesichtspunkten sorgsamst herausgegebenen Blätter bürgt dafür, daß durch sie nur wertvolle Keime in die jungen Herzen gelangen. „Der Gute Kamerad" und „Das Kränzchen" unterhalten und fesseln, aber sie erziehen auch zur Pflichterfüllung, zu rechten Menschen. Das allein schon erweist ihren Wert und hat ihnen einen ständigen Platz im guten Hause gesichert.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Schöne schlanke Knöchel

können Sie in einer Minute haben durch Anlegen der **„ETA-SEIDENKAUTSCHUKBINDE".** Plumpe, schwerfällige Knöchel verderben eine sonst reizende und anziehende Figur. Die neuen „Eta-Seidenkautschukbinden" sind durchsichtig, tragen nicht im geringsten auf und können selbst unter einem Seidenstrumpf unsichtbar getragen werden, machen nicht nur augenblicklich reizende, schlanke Knöchel und geben dem Bein eine entzückende Linie, sondern reduzieren mit der Zeit die starken Fettstellen ganz erheblich.





Die Wirkung!

Unter diesen Florstrümpfen sind die Knöchel, welche noch eben plump und unge-chickt waren, mit den „Eta-Seidenkautschukbinden" bandag. Diese können, da unsichtb., also auch am Tage zu jed. Gelegenh. getragen werden

Sind im Tragen nicht unbequem, geben den Fesseln einen fest. Halt, stärken müde Muskeln u. ermögl. bei kurzer Mode das Tragen zierlicher Halbschuhe.

Preis 1 Paar für Knöchel Mk. 6.—, für Knöchel u. Waden Mk. 9.—

Chemische Fabrik, G.m.b.H., Berlin-Pankow 207, Borkumstr. 2

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Soeben erschien:

Faltbootfahrten
in Nord und Süd

Von Alfred Seeger

Mit 6 Aquarellen und 65 Zeichnungen von Anne Seeger
125 Seiten / In Ganzleinwand gebunden Rm. 6.80

Ein prächtiges Buch über Faltbootwanderungen,
es läßt einen nicht mehr los, sobald man zu lesen begonnen. So stark umfängt einen der Zauber dieser schlichten und doch so feinsinnig-stimmungsvollen Schilderungen. Bild und Text ergänzen sich aufs beste in der einfühlenden Erfassung des wechselnden Landschaftscharakters. Die Ausführung macht das Ganze zu einem buchtechnischen Kabinettstück bei billigem Preis. Nicht nur der Faltbootfahrer, sondern der Natur- und Wanderfrohe überhaupt, der Liebhaber eines schönen und nicht teuren Buches, der Freund künstlerischer Landschaftsschilderung – jedem werden die „Faltbootfahrten" aufrichtige Freude bereiten.

Zu haben in allen Buchhandlungen



Magerkeit wirkt unschön! Sie müssen voll entwickelt sein, wenn Sie den Platz einer Frau im Leben ausfüllen wollen. Der Mann liebt eine entzückende, gut entwickelte Frau am meisten. Es ist doch so einfach, durch die **„Eta-Tragolbonbons"** sein Körpergewicht in einigen Wochen um 10–30 Pfund zu erhöhen. Eta-Tragol schafft aber auch Nervenkraft und Blut, vermehrt die roten Blutkörperchen ganz beträchtlich. **Frl. L. B. aus Rostock schreibt**: „Eta-Tragol" Bonbons haben sehr gut gewirkt und habe ich in 3 Wochen ca. 8 Pfund zugenommen. **Frau E. H. aus Duisburg schreibt**: »Die „Eta-Tragol" Bonbons haben bisher sehr gute Dienste geleistet und merke ich, daß sie auch die Nerven gut stärken.« **Herr T. Sch. aus Bad Liebenstein schreibt**: »Ich bin mit Ihren „Eta-Tragol" Bonbons zufrieden, habe einige Pfund zugenommen und werde die Tragol-Bonbons überall empfehlen.« **Fr. G. T. aus Holzerode schreibt**: „Habe Ihre Tragol-Bonbons gegen Magerkeit gebraucht u. bin sehr zufrieden damit. Habe jetzt schon genau 11 Pfund zugenommen." Preis 1 Karton M. 2.50 (Nachn.) und sind nur zu beziehen von

„Eta" Chemische Fabrik, Berlin-Pankow 207, Borkumstr. 2



O- u. X-Beine heilt
der
Beinkorrektions-Apparat
(Deutsch. Reichspat. 335318. Auslandspat.)
Ohne Tagesanwendung! Ohne Berufsstörung!
Wir besitzen nur freiwillige Dankschreiben von Geheilten bis zum 52. Lebensjahr. Verlangen Sie gegen Einsendung von 1 Rm. unsere physiologisch-anatomische Broschüre
Arno Hildner / Chemnitz Sa E 14
Wissenschaftl. orthopädische Werkstätten
(Fachärztliche Leitung)

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

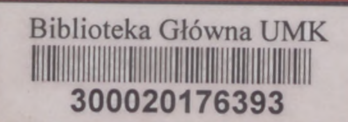
Was man von der Eisenbahn wissen muß

Ein technisches Auskunftsbuch für den Nichtfachmann
Von Prof. Dr. W. Muhle

123 Seiten mit 58 Abbildungen
In Ganzleinenband Rm. 2.–

In Form einer Eisenbahnfahrt bringt das Bändchen in fließender Plauderei alles, was zum Verständnis der Eisenbahn und ihres Betriebes gehört. Im Zeitalter des Verkehrs ist diese Einführung in den wichtigsten aller Verkehrszweige nicht nur für die technisch denkende Jugend von Interesse, auch dem Erwachsenen wird dieses Buch manchen Dienst erweisen.

Zu haben in allen Buchhandlungen


Biblioteka Główna UMK
300020176393

